Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind**

Nummer 28 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — **10. Juli 1908**

Der Beruf und die Pflichten des Richters.

Von Paul Magnaud, Président honoraire du Tribunal de Château-Thierry, Député.

Welchen Rang sie auch einnehmen und welche Art Gerichtsbarkeit sie auch ausüben, welcher Nationalität sie auch angehören und was für eine Gesetzgebung sie folglich auch zur Richtschnur haben, welches, schließlich, auch die moralischen Anschauungen ihrer Gerichtsuntertanen sein mögen: — immer lassen sich fast alle Richter in zwei sehr verschiedene Kategorien einordnen:

in solche, die den ganzen Umfang ihrer Berufsaufgabe richtig auffassen und redlich zur Förderung des Gemeinwohls beitragen, und

in solche, die ihre Pflicht fast nur darin sehen, beinah mechanisch Recht zu sprechen in möglichst genauer Uebereinstimmung mit teils veralteten, teils unklaren oder einander widersprechenden Bestimmungen. —

Erstere glauben eine Art Apostolat auszuüben, die andern wollen nur pflichtgetreue Beamte sein. — Diese letzteren sind in einem großen Irrtum befangen, ob sie sich nun streng an das Gesetz, die Vorschriften und Bräuche ihres Berufes halten, oder sich in ihrem schwachen Gewissen beeinflussen lassen, sei es durch die Regierung oder durch Verwandte, durch persönliche Interessen oder durch Rücksichtnahme auf hohe Stellung, gesellschaftliches Ansehen, Berühmtheit. In dem ersten Falle verdienen sie unsre Achtung, sonst nicht.

Die Richter, die ihren Beruf für eine hohe soziale Mission halten, haben hierin vollständig recht. Auch sie kann man in zwei wesentlich verschiedene, ja einander entgegengesetzte Klassen einteilen: in der einen widmet man sich der Verteidigung uralter Vorurteile und egoistischer Grundsätze und wendet schroffe Einschüchterungen oder harte Repressionsmaßregeln an, die mehr aus gehässiger Rachsucht als aus unparteiischer Liebe zur Gerechtigkeit hervorzugehen scheinen. — Die zweite Klasse dagegen empfindet Mitgefühl mit der gequälten Menschheit, die man lieber heilen als bestrafen möchte. Gleichen die einen oft Folterknechten, so sind die andern Friedenstifter.

Woher kommt nun, in Europa und besonders in Frankreich, diese Denkweise der Richter, die sich als pedantische Beamte oder als Folterknechte gerieren? Zunächst von einer falschen Auffassung der Solidarität. Diese übertriebene und an unrechter Stelle geübte Tugend wird zum Kastengeist, der alle Gefühle beeinflußt und sie bisweilen entarten läßt. Ferner von Ueberresten und Nachwirkungen barbarischer Zeitalter, in denen die

Sklaverei blühte, der Krieg der gewöhnliche Zustand war, das Recht des Stärkeren für das gesetzlich bessere galt. Außerdem von der Vorliebe für kasuistische Spitzfindigkeiten, die den jungen Rechtsbeflissenen durch die gegenwärtigen Unterrichtsmethoden eingeimpft wird. Endlich von der übertriebenen Wichtigkeit, die man dem Studium der Jurisprudenz zugesteht. Denn so interessant dieses Studium auch ist, so erstickt es doch leicht die Initiative und gewährt zuviel Möglichkeiten, persönlichen Verantwortlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Die aufgezählten Ursachen sind keine ursprünglichen, wesentlichen: Sie rühren her: teils von dem Prinzip, das man bei der Besetzung der Richterstellen befolgt; teils von der zu theoretischen, zu wenig experimentierenden Lehrmethode. Ich begnüge mich mit dieser Andeutung, denn die Sache gehört wohl hierher, erheischt aber eine spezielle, ausführliche Erläuterung und würde dem Thema, das ich hier zu behandeln habe, Abbruch tun.

* * *

In Frankreich stammen neun Zehntel der Richter aus Bourgeoisfamilien oder sind in einem Bourgeoismilieu aufgewachsen. Drei Viertel von dem übrigen Zehntel sind der Herkunft nach Aristokraten oder, was schlimmer ist, Leute, die aristokratische Ansprüche machen; das letzte Viertel allein geht aus dem wohlhabenden Arbeiterproletariat hervor. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bringt nun aber der Richter die Fehler und Vorzüge des Milieu, aus dem er herstammt, in das Gerichtslokal mit, ist also mit einer Anzahl vorgefaßter Meinungen belastet, nach denen er die Menschen und die menschlichen Handlungen beurteilt. Daneben besitzt er allerdings eine solide, wenn auch mehr subjektive als objektive Fachbildung, kennt zur Genüge die hauptsächlichsten sozialen und politischen Fragen und hat eine gute Moral, wenn ihm auch seine Durchschnittstugend so wenig Heroismus verstattet, wie sie ihn der Gefahr aussetzt, geringen Versuchungen zu erliegen.

Er hat mithin nichts, was ihn in der Achtung oder Liebe des Volkes erhalten oder wieder emporrichten könnte, wenn er sie infolge einer persönlichen Schwäche oder eines begangenen Irrtums oder eines parteiischen Urteils eingebüßt hat. Im übrigen lassen seine Vorurteile keine Ahnung bei ihm aufkommen, wie grauenvoll ungerecht manche von den Urteilen sind, die er zugunsten der in seinen Augen so gut wie unfehlbaren Reichen und Mächtigen gegen Unglückliche erläßt. Außerdem fürchtet und haßt er jedweden „Skandal" und Skandal nennt er alles, was öffentlich darauf hinweist, daß die Gesellschaft die Schuldige ist oder daß die Ehrbarkeit der höheren Stände Gemeinheiten verbirgt.

Aus diesen Gründen und obwohl in seinen Annalen die Namen einiger Edlen verzeichnet sind, hat sich der Richterstand im großen und ganzen fast immer knechtisch gegen die Starken gezeigt und kann nicht gegen das Mißtrauen aufkommen, das die öffentliche Meinung gegen ihn hegt. Die rechtschaffenen Leute fürchten sich vor Prozessen. Viele erfahrene Anwälte verlassen sich mehr auf die geheimen Machenschaften der Freunde ihrer Klienten, als auf die Gerechtigkeit ihrer Sache oder ihre Beredsamkeit. Wenn die Satire die Richter heutzutage nicht mehr so schalkhaft und so kräftig geißelt wie ehedem, zur Zeit eines Rabelais, La Bruyère oder Lafontaine, so liegt das daran, daß sich jetzt die Wahrheit in vielen Ländern das Recht erobert hat, sich offen zu zeigen, und daß nach dem Vorgange eines Beaumarchais, Voltaire, Danton, Benjamin Constant, Ledru-Rollin und vieler anderer, immer mehr Schriftsteller, Journalisten und Redner, Politiker und Soziologen sich die Aufgabe stellen, das Pharisäertum der Richter zu enthüllen.

Sie sind nicht die einzigen: einige Richter selber erheben ihre Stimme und legen Zeugnis ab gegen den Richterstand.

Gleichzeitig erhöht sich indes, dank dem allgemeinen Fortschreiten der Zivilisation, auch das geistige und moralische Durchschnittsniveau des Richterstandes. Schon seit längerer Zeit und am schnellsten in Italien, wo die Reform-

arbeit das Zivil- und Kriminalrecht mit der Humanität unserer Zeit immer mehr in Einklang setzt, und Richter wie Garofallo, Lino Ferriani, Rafaele Mahetti und viele andere schöpfen ihre Entscheidungen zugleich aus den Gesetzbüchern und den Prinzipien der Billigkeit.

In England ist es wegen der vielen widerspruchsvollen und veralteten Gesetze und Verordnungen oft ganz besonders schwer zu bestimmen, was Recht und Gerechtigkeit ist, aber sein Unabhängigkeitssinn diktiert dem englischen Richter oft durch und durch richtige Entscheidungen, die als Vorbilder dienen können. Auch in der Schweiz werden von den Gerichtshöfen Logik und Unparteilichkeit meistenteils beobachtet.

In Frankreich dagegen konstatiert man erst seit kurzer Zeit eine langsame Verjüngung des juristischen Denkens. Noch kann man die Richter zählen, die dem Wortlaut des Gesetzes zum Trotz es wagen, dem Angstgeschrei der Schwachen ein geneigtes Ohr zu leihen und Wünsche der Machthaber nicht zu beachten.

Ich fühle mich gedrungen, einige Namen zu nennen: die Vorsitzenden Sévé de Rivières, dessen öffentlich erhobene Stimme den Gerichtssaal die Wohltätigkeitskammer nannte, Levie, Devillebichot, Sébastien Lecomte; die Friedensrichter Daniel Massé, Poymiro, Duchesne. Vielleicht wären noch andere zu nennen, die ich leider nicht kenne; aber ich bin fest überzeugt, daß ihrer keine Legion sind. Schade! Die Aera der wahren Justiz wird erst dann eröffnet sein, wenn die Geschichte die vielen „guten Richter" nicht mehr verzeichnen kann und die „schlechten Richter" Ausnahmen, vereinzelte Phänomene nennen muß.

Aber schon wird die neue Auffassung der sozialpolitischen Rolle des Richterstandes von erprobten Denkern, die sich der Achtung des gebildeten Publikums erfreuen, in Schrift und Rede öffentlich vertreten: Von Tarde, der die Frage in seinem Buche „Die Wandlungen des Rechts" behandelt; von den Professoren Gény und Saleilles, die in der Provinz und in Paris die Ueberlegenheit der Billigkeit über die Kasuistik lehren; von dem zu früh verstorbenen Advokaten, Professor und Journalisten Maxime Leroy, der eine Akademie des Rechts und einen Kongreß des Rechts verlangte, auf dem alle Gesellschaftsklassen vertreten sein sollten, damit das zukünftige Recht aus Beratungen der Allgemeinheit logisch hervorgehe; von dem Advokaten Henri Coulon, der die Freiheit des Individuums gegen willkürliche Eingriffe der Gerichte verteidigt, und Jean Paul Boncourt, der die bisherige Vorbereitungsmethode kritisiert. In der Vorhut sehen wir auch Jacques Bonzon, den unermüdlichen Verteidiger der Leute, denen man Tendenzprozesse anhängt.

Ferner: den großen Schriftsteller Anatole France, der so richtig und so fein urteilt; Gaston Leroux, Henri Leyret, dessen herrliche Anklagerede gegen den Richterstand ich hier nicht übergehen darf, obwohl ich einige Scheu empfinde, ein zu meinen Gunsten verfaßtes Werk zu zitieren.

Von den Staatsmännern erwähnen wir: Léon Bourgeois, dessen freundlicher Beifall mir in meinem Kampfe gegen den vereinten Ansturm aller juristischen Vorurteile eine wahre Erquickung gewesen ist. — Georges Clémenceau, der dem Richter wünscht, daß er ein väterliches Mitgefühl mit der leidenden Menschheit empfinden möge. — Einen Großsiegelbewahrer, der, vorwärts getrieben durch die öffentliche Meinung und beeinflußt durch die Stimmung des Parlaments, in einem Zirkular vom 2. Mai 1899 zugibt, daß es besser ist, Asyle als Gefängnisse zu bauen. — Dann noch einen Großsiegelbewahrer, Monis, der aus freiem Antriebe in seinem Zirkular vom 20. Februar 1900 erklärt, Strafen müßten vorwiegend auf Besserung abzielen, eine Reform des Strafgesetzbuches verspricht, Verhaftungen nur im äußersten Notfalle vorzunehmen rät und 1901 in einem anderen Zirkular mit väterlichem Zartsinn die gewichtige Frage des jugendlichen Verbrechertums erörtert.

* * *

In den letzten Monaten des 19. Jahrhunderts endlich äußert sich die Evolution in einem neuen Zeichen, das alle anderen an

Bedeutsamkeit übertrifft: Von dem Gipfelpunkt der französischen Gerichtsverfassung herab erklärt der erste Vorsitzende des Kassationshofes Ballot-Beaupré in feierlicher Sitzung die Pflichten des Richters nicht nach der hochmütigen und tyrannischen Auffassung von ehedem, sondern in edlerem Sinne: der Richter, sagt er, solle das Gesetz liberal und menschlich auslegen, solle den Schwachen und Demütigen seinen Schutz angedeihen lassen.

An demselben Tage, dem 16. Oktober 1900, definierten — gleichfalls in feierlicher Sitzung — zwei Staatsanwälte die Prinzipien der vernünftigen Gerechtigkeit. Jacomy sprach sich vor dem Appellhof zu Paris folgendermaßen aus: „Diese Pflicht, zu bevormunden, zu beschützen und beizustehen, mildert die Strenge und Dürre der richterlichen Funktionen, indem sie ihnen den kräftigen Odem des Erbarmens und der echten Menschenliebe einhaucht." — Marchand bewies vor dem Appellhof von Nancy, daß die Billigkeit zuweilen einen Rechtssatz zu übertreten befiehlt, daß die Gesellschaft sonst nicht bestehen könnte und daß in gewissen Fällen das Gesetz solche Uebertretungen geradezu erlaube. Ferner gab er zu, daß bei Konflikten das Leben nachdrücklicher geschützt sein müsse als das Eigentum, denn „das Eigentumsrecht muß durch den Begriff der allgemeinen Nächstenliebe gemildert werden."

Diese von mir zitierten offiziellen Aeußerungen der Herren Ballot-Beaupré, Jacomy und Marchand erkennen an, daß der Beruf des Richters komplizierter Natur ist, daß ihm außer der eigentlichen Rechtsprechung noch andere Pflichten obliegen. Diese will ich hier zu definieren versuchen, so wie die Vernunft und mein Gewissen es mir eingeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landschaft.

Ich will dir die Landschaft beschreiben,
in der mich ein Großes ergriff;
und nicht länger war hier mein Erleben
als die Lüfte vom Schwingenschlag beben
der Vögel, die sich erheben,
als die Spuren im Wasser bleiben
von einem zierlichen Schiff.

Das Rund von gewaltigen Bäumen
war geballt vor des Himmelsblau.
Die Wiese, blumenbesponnen,
von blitzenden Quellen durchronnen,
lag gebreitet in goldgrüner Sonnen,
und drüber war Fußspur von Träumen
wie vom seligen Schritt einer Frau.

Und ich sagte: hier darfst du nicht wohnen,
gib dich hin, und dies sei genug!
Denn es dienten diese Narzissen
einer irrenden Göttin zum Kissen,
und es hängt in den nächtigen Kronen
von Göttern und von Dämonen
noch Feueratem und Flug.

Max Mell.

Sombart. Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Doktor! Gießen, den 1. Juli 1908.

Endlich hat Herr Professor Dr. Sombart das Wort ergriffen, um seinen Reklameartikel, der anfangs März in Ihrer Wochenschrift erschienen ist, gegen seine zahlreichen Kritiker zu verteidigen. Er hat dazu geschlagene sechzehn Wochen gebraucht, macht aber für diese Verzögerung in erster Linie Sie verantwortlich. Mich gehen natürlich die Beziehungen Sombarts zu Ihrer Zeitschrift nichts an, sie sind eine interne Angelegenheit, die auch die Allgemeinheit kaum interessieren dürfte. Nur eine Bemerkung möchte ich mir hierzu gestatten: Herr Sombart sagt in seinem neuen Artikel in der „Zukunft“: „Ich bin früher — jetzt schon lange nicht mehr — als Herausgeber auf dem Titelblatt zu Unrecht verzeichnet worden, habe aber niemals die Funktion eines Herausgebers wirklich ausgeübt.“ Von dieser Erklärung wird man ohne weiteres gebührend Notiz nehmen können. Der springende Punkt ist aber doch wohl der, ob in jener Nummer des „Morgen“ vom 6. März d. J., in der Sombarts Artikel über die Reklame stand, Sombart als Herausgeber noch genannt worden ist, und das ist der Fall. Sein Name als „Herausgeber und Begründer“ steht sogar an erster Stelle. Das Publikum kann jedenfalls nichts dafür, wenn wirklich falsch firmiert worden wäre. Sombart sagt an jener Stelle weiter: „Der ‚Morgen‘ ist nicht ‚meine‘ Zeitschrift, sondern ein beliebige Zeitschrift“ . . . Diese Darstellung muß dann doch in hohem Maße überraschen, denn noch in der letzten Nummer Ihrer Wochenschrift steht an deren Kopfe als Begründer groß und breit der Name Werner Sombart. Das läßt doch auf besondere Beziehungen zu Ihrem literarischen Unternehmen schließen, und die jetzige Erklärung Sombarts wirkt wie eine verärgerte, außerdem recht überflüssige, Ableugnung und Abschüttelung.

Wie gesagt, sind aber solche persönliche Dinge für mich und andere ohne jede nennenswerte Bedeutung, denn ich habe als einer der wenigen aus der großen Kritikerschar des übelgelaunten Artikels dem Verfasser „die Sünden des Morgen“, wie er sich ausdrückt, nicht zur Last gelegt. Ebensowenig habe ich den Umstand bemängelt, daß Sombart gerade als Lehrer an einer Handelshochschule allgemein verbreitete Einrichtungen im kaufmännischen Leben als ekelhaft verworfen hat. Für mich ist Sombart lediglich der Professor der Nationalökonomie, und es ist mir ganz gleichgültig, an welcher Hochschule er zur Zeit doziert. Für mich scheiden deswegen auch alle diejenigen Momente in der Sombartschen Replik, die er mit der Ueberschrift: „In eigener Sache“ heraushebt, aus. Freilich findet sich dort auch eine Behauptung grundsätzlicher Art, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Sombart meint, daß ein Lehrer der Nationalökonomie, wie jeder Mann der Wissenschaft, die Grenzen des objektiven Könnens überschreite in dem Augenblick, da er etwas bewertet und gar ein Urteil darüber ausspricht, was sein solle. Als ich das las, fürchtete ich zuerst, den etwas gekünstelten Satz mißverstanden zu haben. Aber gleich darauf versichert Sombart, daß er seine persönlichen Werturteile über wirtschaftliche und allgemein kulturelle Dinge seinen Handelshochschülern vorenthalte. Ich kann mir das, offen gestanden, nicht recht denken, denn ich halte es als auf die Dauer für ganz undurchführbar, daß man auf dem Katheder einen ganz anderen Menschen anzieht als bei sonstigen Vorträgen und als Publizist. Zwischen

Lehrer und Schüler bestehen stets gewisse persönliche Beziehungen, eine Art von Vertrauensverhältnis und das Bedürfnis der gegenseitigen Aussprache und Verständigung. Dazu sind ja gerade die seminaristischen Uebungen da. Sombart rühmt sich, daß er auch in seinen Uebungen ebenso wie in der Vorlesung verfahre. Das ist mir unverständlich. Es liegt in dieser Methode eine arge Geringschätzung der Zuhörer und eine unnatürliche Pose, die den Anschein erwecken soll, als sei man aus lauter Objektivität zusammengesetzt. Daran glauben die Nächstbeteiligten doch nicht, namentlich dann nicht, wenn es sich um einen Dozenten handelt von starker Individualität und sprunghaftem Temperament. Das ist aber bekanntlich bei Sombart ganz besonders der Fall.

Der ganze Sombartsche Verteidigungsartikel ist im übrigen m. E. ein schlecht gelungener Versuch, die eklatanten Widersprüche früherer und jetziger Expektorationen als nicht vorhanden hinzustellen. Solche Tatsachen, die man urkundlich belegen kann, lassen sich auch mit noch so suffisanten und groben Ausfällen gegen die Kritiker nicht aus der Welt schaffen. Es steht fest, daß Sombart dasselbe, was er früher als „Eckpfeiler, auf denen der moderne Handel aufgebaut ist", mit Lebhaftigkeit in Schutz nahm, jetzt als „widerwärtige Kulturerscheinung" und „ekelhaft in allen seinen Teilen" bekämpft. Sombart verhöhnt die „professorale Gründlichkeit" und erklärt, daß man seine aphoristische Behandlung des Gegenstands verkannt habe. Mit nichten. Sombart ist ja meistens aphoristisch; wenn er sich aber dabei verhaut, so ist stets nicht er daran schuld, sondern diejenigen, die seinem hohen Gedankenfluge nicht zu folgen vermochten. So hat er es 1899 Gierke gegenüber gemacht, und so macht er es jetzt auch mir gegenüber.

Als mich die Redaktion Ihrer Wochenschrift anfangs Mai aufforderte, die Sombartschen Ansichten über die Reklame auch im „Morgen" zu kritisieren, habe ich erwidert, daß ich erst die Replik des Berliner Kollegen abwarten müsse. In meinem Briefe hieß es wörtlich: „Es steht zu erwarten, daß mein Herr Kollege Sombart erklärt, wir hätten ihn alle nicht verstanden. Das hat er schon öfters getan, und ich entsinne mich noch genau des allgemeinen Erstaunens, als er Herrn Geheimrat Gierke in Breslau denselben Vorwurf machte. Dieser Vorwurf war gänzlich unberechtigt. Niemand in der Versammlung hatte die Rede Sombarts anders aufgefaßt als Gierke. Es handelte sich übrigens damals gerade um jenes Referat, in dem Herr Sombart für Reklame und Kulanz so rückhaltlos eingetreten war."

Ich habe also ganz richtig prophezeit. In den „erleuchteten Hirnschalen ordentlicher Universitätsprofessoren", so drückt sich Sombart geschmackvoll aus, „herrscht dicker Nebel" und „Gedankenwirrwarr". Dort verwechselt man Auswüchse der Reklame mit der Reklame schlechthin. Sombart dreht also einfach den Spieß um und wirft seinen Rezensenten das vor, was er sich selbst hat zu schulden kommen lassen. Glücklicherweise kommt er auf diese Weise wenigstens zu einer viel vernünftigeren Beurteilung der Bedeutung der Reklame, die er auf dem Breslauer Kongreß überschätzt und in seinem Aufsatze vom 6. März d. J. ohne Einschränkung, ohne ein „Wenn" oder „Aber" und ohne irgendwelche Versuche, die Entstehung der Reklame klarzustellen, in Acht und Bann getan hat. Kein verständiger Mensch hat bestritten, daß es eine überflüssige, häßliche, marktschreierische Reklame gibt, und daß der Reklamewettlauf, dem sich selbst die besten und solidesten Firmen nicht mehr entziehen können, die Warenpreise in ungesunder Weise verteuern kann. Aber das sind doch alles nur Binsenwahrheiten, über die ein Nationalökonom eigentlich kein Wort mehr zu verlieren brauchte.

Alle diese unentbehrlichen Differenzierungen sind in jenem so lebhaft angefochtenen ersten Aufsatze geflissentlich außer acht gelassen worden. Denn dort heißt es — wiederum wörtlich — „die Reklame ist jene Erscheinung der modernen Kultur, an der aber auch beim besten Willen nichts als Widerwärtiges gefunden werden kann. Sie ist als Ganzes wie in ihren Teilen und in allen ihren Formen für jeden Menschen von Geschmack rundweg ekelhaft. Schon daß sie überhaupt da ist; die Tatsache, daß man Reklame macht, wirkt abstoßend. Jede Anpreisung, nun gar zum Zwecke des Gewinns, ist ein Greuel für jedes noch unverdorbene Gemüt."

Der Fehler Sombarts ist, wie ich schon an anderer Stelle hervorgehoben habe, der, daß bei ihm in zunehmendem Umfange der sensible Aesthetiker und übersättigte Kulturmensch dem nüchternen Nationalökonomen das Konzept verdirbt. Ihn widert die Fadheit des Alltagsgetriebes an. Was andere als interessante Gesellschaftserscheinung — möge sie amön sein oder nicht — fesselt, das ist für ihn nichts als ein Possenspiel. An die Stelle wissenschaftlicher Erkenntnis und Forschung läßt er rein persönliche, launenhafte Wertungen treten. Der folgenschweren Massenerscheinung setzt er seine blasierte Lebens- und Weltanschauung, die aber mehr als subjektiv ist, entgegen, und so verliert man immer mehr den sicheren Boden, auf dem man mit ihm als Fachmann diskutieren kann. Ich bereue, daß ich wieder einmal darauf hereingefallen bin, Sombartsche Uebertreibungen festzunageln. Wie man bei dieser Gelegenheit deutlich gesehen hat, kommt gar nichts dabei heraus. Sombart mischt gute Beobachtungen und Ideen mit ästhetischen Raisonnements und haltlosen Verallgemeinerungen. Wenn man aber diese Art von Tagespublizistik als mit dem verantwortungsvollen Berufe eines Nationalökonomen als unvereinbar erklärt, so wird man als ein minderwertiger, selbst nicht ernst zu nehmender Banause hingestellt. Das haben auch andere erfahren müssen. Trotzdem widerstehe ich der Versuchung, ebenso deutlich und grob zu werden, wie z. B. Bücher u. a.

Darf ich Sie schließlich, sehr geehrter Herr Doktor, bitten, meine Zuschrift in Ihrem Blatte gelegentlich zum Abdruck zu bringen.

Hochachtungsvoll!

Professor Dr. M. Biermer.

Londoner Eindrücke: Einst und Jetzt. Von Ed. Bernstein.

London! Wohl keine zweite Großstadt macht auf den Besucher einen so überwältigenden und zugleich bedrückenden Eindruck wie der Ozean von Häusern, genannt London. Schon die Einfahrt in London gibt einen Vorgeschmack davon. Der Reisende blickt vom Fenster des Eisenbahnwagens aus auf eine endlose Masse von schmutziggrauen Schornsteinen, die sich von den Häusern, zu denen sie gehören, halbdutzend- oder dutzendweise wie vertrocknete dicke Rohre abheben und von nichts als trostlosem Einerlei erzählen. Nur hier und da sieht er zwischen diesen Häusermassen, auf die er vom Eisenbahnzug herabblickt, da alle Züge vom Festland zunächst auf Hochbahnen in London einlaufen, Industriegebäude, Kirchtürme oder die Krone eines Baumes. Sonst fällt sein Auge immer wieder auf einen Urwald von Schornsteinen. Und über dem Innern der Stadt lagert selbst an hellen Tagen eine Dunstwolke, die den draußen noch blau schimmernden Himmel im besten Fall stahlfarben erscheinen läßt. Die Themsestadt präsentiert sich zunächst nichts weniger als einladend.

Und dann, wenn man in Victoria Station, Charing Croß oder Saint Paul Station eingefahren ist, wie drückt das Getriebe, das uns empfängt, auf das Gemüt sogar desjenigen Festlandbewohners, der selbst aus einer Großstadt kommt. Keine zweite Stadt ist so geeignet, uns von unseren kleinen Eitelkeiten zu kurieren, als wie London. Denn nirgends wird es uns so deutlich wie hier veranschaulicht, daß wir nur Tropfen in einem unermeßlichen Ozean sind, der unverändert gewaltig dahinflutet, ob unsere werte Persönlichkeit dabei oder in irgendwelche Tiefe spurlos versunken ist. Auf dem Dorf ist selbst der ärmste Bettler noch ein charakteristisches Stück des Ganzen; stirbt er, so ist eine Lücke da, die für eine Weile als solche empfunden wird. Das Getriebe der Großstadt kennt solche Lücken nicht. Groß und klein, hoch und niedrig sind vor ihm gleich, wiederum aber in keinem der großen Menschenkonglomerate so sehr wie in London. Und in keinem bemächtigt sich unserer so sehr das Gefühl der Einsamkeit, als wie in dem ungeheuren Menschenstrom, der sich durch die Verkehrsstraßen von Inner-London rastlos dahinwälzt.

Nach sechsjähriger Abwesenheit, die nur durch zwei flüchtige Besuche für gewerkschaftliche Zwecke unterbrochen worden war, hatte ich im Sommer 1907 Gelegenheit, Englands Hauptstadt einen längeren Besuch abzustatten. Ungewollt drängten sich Vergleiche auf mit dem, was ich inzwischen anderwärts gesehen hatte, und insbesondere mit dem, nun wieder meine Heimatstadt gewordenen Berlin. Wie anders hatte sich mir dieses präsentiert, als ich im Februar 1901 es nach zweiundzwanzigjähriger Abwesenheit wiedersah! Hier war fast alles neu oder verjüngt, so daß ich schon den ersten Tag mehr das Bedürfnis fühlte, nach Straßen und Häusern solcher Art zu spüren, wie sie noch von früher her in meiner Erinnerung lebten, als das Bild des inzwischen Gewordenen in mich aufzunehmen. Das Alte war in den wenigsten Fällen das Schönere, graufarbene Häuser mit gedrückten Fenstern und plumpen Haustüren überwogen. Aber im Gegensatz zu dem vielen und oft protzenhaft sich aufdrängenden Neuen machten die Reste des alten Berlin doch den Eindruck des Ehrwürdigen und Traulichen.

In London braucht man nicht lange nach Altem zu suchen. Allerdings sind jetzt nur sieben Jahre verflossen, seit dort mein Zelt stand, und ganz unverändert ist die Themsestadt selbst in dieser Zeit nicht geblieben. Sie hat eine ganze Anzahl neuer Gebäude größeren Umfangs erhalten, von denen einige sich durch eine wirklich ansprechende Architektur auszeichnen. Die so nötige Erweiterung des „Strand" ist vollzogen und das Verkehrswesen in verschiedener Hinsicht verbessert. Breite Autoomnibusse verdrängen immer mehr die schmalen, lebensgefährlichen Rappelkästen der General Omnibus Company, die beiden alten Untergrundbahnen sind elektrifiziert und haben manche Einrichtungen, deren Nachahmung festländischen Großstädten zu empfehlen wäre. Neben sie sind neue elektrische Untergrundbahnen getreten, die in bezug auf Bequemlichkeit der Wagen, bei nur einer Wagenklasse, durchgreifende Ventilation und hübsche Ausstattung der Stationen unübertroffen sind. Sie liegen meist sehr tief, so daß das Publikum in gewaltigen Fahrstühlen zu ihnen hinuntergelassen wird. Aber unten erquickte mich an einem drückend heißen Julitag ein durch mächtige Ventilatoren erzeugter kühlend frischer Luftzug, und die Wände der Stationen sind derartig mit glasierten Kacheln verkleidet, daß jede Station sich durch eine andere Farbe der Einfassung deutlich zu erkennen gibt. In den Wagen der Linie von Hampstead nach Charing Croß fand ich außerordentlich zweckmäßige große Pläne der Stationen dieser Linie angeschlagen, die jeden Passagier auf den ersten Blick über seinen Weg orientieren, und auf den Stationen der dem Massenverkehr dienenden Metropolitan and Districtsrailway zeigen Transparentzahlen jedesmal, welches

der nächste, der zweitnächste und der drittnächste einfahrende Zug sein wird, so daß dem Publikum jedes zwecklose Vordrängen erspart wird. Kurz, London steht in seiner Entwicklung nicht still.

Aber was wollen Aenderungen und Neuerungen in diesem Ungeheuer von Stadt bedeuten, wenn sie nicht selbst ungeheuren Umfang annehmen? Von einer Entlastung der großen Verkehrsadern durch die „Tubes" (Röhren), wie die Engländer die Untergrundbahnen gern nennen, ist noch wenig zu merken. Durch die Oxfordstreet mit ihren Verlängerungen rasseln noch ebensoviel, wenn nicht noch mehr Omnibusse wie früher, und staut sich alle Augenblicke der Verkehr. Dasselbe gilt von Piccadilly, Strand, Fleetstreet, Victoriastreet und wie die großen Verkehrsstraßen sonst heißen, und ganz unverändert ist die Physiognomie der unzähligen Nebenstraßen der großen Verkehrsadern und ihrer Querstraßen. Da ist, von einigen wenigen eleganten Quartieren abgesehen, noch immer der alte Schmutz, da stehen noch unverändert die alten geschwärzten Häuser, und wenn wir weiter vordringen, stoßen wir auf einen sich lang hinziehenden breiten Gürtel trostlos öder Straßenzüge, die mit ihren verkommenen Häusern uns zweifeln machen, ob es überhaupt so ein Ding wie Fortschritt oder Entwicklung gibt.

Wir haben hier die Kehrseite des englischen Erbbausystems und der Einfamilienhäuser vor uns. Wollen wir ihre Lichtseiten kennen lernen, dann müssen wir noch weiter hinaus in die entlegeneren Vororte wandern, die allerdings in ihrer fast unbegrenzten Zahl noch erheblich mehr Menschen beherbergen als der Gürtel der verkommenen Quartiere, die einstmals ebenfalls liebliche Vororte waren — bei Dickens werden noch verschiedene von ihnen als solche erwähnt — nun aber jeden Reiz des Vororts verloren und nichts von den Vorteilen großstädtischen Wesens gewonnen haben. Da stoßen wir immer wieder auf lange Reihen ein- oder zweistöckiger Häuser, die, das eine neben dem andern, wie Steinkästen sich schichten, erbaut in einer Epoche des krassesten Utilitarismus, die nur ein Gesetz kannte: Billigkeit und, wo kleine Leute in Betracht kamen, sparsamste Raumausnutzung. Um die Einfamilienhäuser möglichst billig herzustellen, pachtete und pachtet noch heute der Londoner Bauunternehmer ein langes Stück Bauland und errichtet auf demselben zehn, zwölf, vierzehn und mehr Häuser ein und desselben Kalibers, gewissermaßen ein Nebeneinander von Etagen, wo die eine in allen Dingen der andern gleicht, weil der Zuschnitt der Hölzer usw., um wenig zu kosten, fabrikmäßig geschehen muß. Der Bauunternehmer, der das nächste Stück bebaut, macht es ebenso, und so kamen und kommen Straßen zustande, die dem Auge kaum irgendwelche Abwechslung bieten, die jeder ästhetischen Anregung bar sind, deren Häuser jeden Schimmer von Individualität vermissen lassen. Der Baugrund wird meist auf neunundneunzig Jahre gepachtet, aber lange ehe die Pacht abläuft, sind die Häuser, und mit ihnen die Straßen, in denen sie stehen, schon verfallen. In der ersten Zeit beherbergen sie Bewohner, die auf das Aussehen etwas geben, sind sie aber erst eingewohnt und vom Ruß geschwärzt, so verlieren sie diese Klasse von Bewohnern, und es zieht eine andere, in ihren Gewohnheiten weniger wählerische Klasse hinein. Damit setzt die Epoche des Verkommens ein, und allmählich werden die Häuser zu wahren Brutstätten unglaublichen Schmutzes, in die, wenn ihn nicht die Not peinigt, niemand hineinzieht, der sich noch etwas Sinn für Schönheit und Sauberkeit bewahrt hat. Denn der Schmutz des einen dieser dicht aneinander gedrängten Häuser teilt sich, da die kleinen Höfe nur durch ganz niedrige Maueransätze oder Zaunstücke getrennt, die Türen und die Fenster stets undicht sind, epidemieartig den andern mit. Es wird deshalb auch in diesen Straßen oder Quartieren niemand einfallen, Häuser anzukaufen, um für eine bessere Mieterschaft geeignete an ihrer Stelle zu errichten; denn bessere Mieter

*

würden doch wegbleiben. Das ist das furchtbare in großen Teilen Londons: es fehlt alles, was emporziehen könnte, die ganze Gegend atmet Verkommenheit und erzeugt Verkommenheit.

Und das gilt keineswegs nur von Häusern oder Straßen, die von vornherein für die ärmeren Volksschichten erbaut wurden. Nein, auch Häuser oder Straßen, in denen die Bourgeoisie wohnte, verkommen in gleicher Weise. Sie halten oft nur eine Weile ihren „Standard". Dann ziehen Leute in sie hinein, die das eine oder andere Zimmer abvermieten — erst in aller Stille, dann öffentlich. Mit letzterem aber sinkt das Ansehen der betreffenden Straße, jetzt zieht keine „respektable" Familie mehr hinein, wohl aber eine nach der andern fort, und so wird sie allmählich nur noch Bewohner haben, die Räume abgeben, bis sie schließlich das Quartier von Leuten wird, die aus dem Vermieten ein Gewerbe machen und sich selbst mit ein oder zwei Zimmern begnügen, die meist im „Basement" liegen, dem Halbkeller, wie ihn fast alle älteren Häuser Londons haben. In diesen Häusern wird oft jedes Stockwerk an eine andere Familie vermietet, da aber kein Stockwerk für sich abgeschlossen ist, weil das Ganze ursprünglich nur für eine Familie berechnet war, hängt auch hier der eine Abmieter vom andern ab, d. h. zieht die eine Mietspartei die andere in ihre Schlamperei herab. Meist sieht man es diesen „Krähennestern" schon von außen an, wie es in Punkto Sauberkeit drinnen beschaffen ist. Doch täuscht auch gelegentlich den Kundigen ein leidliches Aeußere des alten, aber stattlichen Hauses über den unausrottbar gewordenen Schmutz des Innern. Denn auch hier gibt es keine Erneuerung. Alles bleibt beim alten, der Verfallprozeß geht seinen Gang und wird nur unterbrochen, wenn die eine oder andere solcher Straßen durch die Erweiterung von Geschäftsquartieren, Durchlegung von Eisenbahnen usw. anderen Zwecken anheimfällt.

Daher weist denn auch London selbst in den renommierteren Stadtteilen ganze Straßen und Viertel auf, deren Häuser innen und außen von Schmutz aller Art starren. Not und Elend findet man ja allerorts in der Welt, und die Armut mag in vielen Ortschaften größer sein als in London. Aber nirgends wird man größere Unsauberkeit und mehr zerrissene Kleidung finden, als wie in Quartieren Londons, die oft keine zehn Minuten von den Wohnungen der eleganten Welt entfernt liegen. In West-London, in nächster Nähe von Portland Place, dessen palastartige Häuser stets nur eine Familie oder gar nur reiche Einzelpersonen mit Dienerschaft beherbergen, führte mich mein Weg diesmal durch eine Straße, wie ich sie in den schlimmsten Partien des East-End widerlicher nicht angetroffen habe. Anderwärts sucht selbst die Armut sich noch möglichst anständig zu kleiden, hier sah ich, wie ich das leider auch sonst genug in London gesehen, Frauen, die ganz ersichtlich nicht materielle Not litten, in unsauberen und zerrissenen Kleidern vor den Türen herumlungern. Es fehlten ihnen weder die Zeit noch die Mittel, ihre Kleider in Ordnung zu bringen, aber der Sinn dafür ist ihnen in dem unbeschreiblichen Schmutz eben dieser Straße und ihrer Nebenstraßen einfach erstorben.

Indes unser Häuserozean ist wie keine zweite Stadt der Welt voller Kontraste. Die Heimstätte der gräßlichsten Schlamperei ist auch zugleich die eines wahren Fanatismus der Sauberkeit. Der Gegensatz von arm und reich bleibt hier nicht auf die Unterschiede in der Lebensweise beschränkt, wie sie durch den Abstand der Einkommensverhältnisse bedingt sind, es sind Zivilisationsgrade, die sich hier fast unvermittelt gegenüberstehen. Und Zivilisationsgrade nicht nur zwischen Klassen, sondern innerhalb der Klassen selbst. Denn nirgends wiederum findet man in ein und derselben Bevölkerungsklasse so große

Unterschiede, wie in diesem, schon vor fast hundert Jahren vom alten William Cobbett als Balggeschwulst bezeichneten Stadtungeheuer.

So häßlich und hoffnungslos die geschilderten Quartiere uns entgegentreten, so freundlich und anheimelnd begrüßen uns viele der weiter draußen gelegenen Vororte Londons. Da stoßen wir auch in den Arbeitervierteln auf nette Häuschen mit kleinen, wohlgepflegten Gärten, die für einen mäßigen Zins vermietet werden, so daß die Bewohner sich in ihnen ein wirkliches Heim einrichten können. Der Umstand, daß der Boden durch langfristige Pachten gebunden ist und daß auf ihm nur ein für eine Familie berechnetes Haus steht, verhindert die schlimmsten Auswüchse der Preistreiberei, und das Haus, das nur eine Familie beherbergen soll, kann natürlich viel leichter und darum auch billiger gebaut werden als unser Etagenhaus. Auch dieses fängt an, sich in London einzubürgern. Aber die „Flat"-Wohnungen sind entweder abscheuliche Löcher in gefängnisartigen Kolossen, wo sich fast alle Schäden der verrotteten Straßen Alt-Londons wiederholen, oder für Leute mit kleinen Mitteln unerschwinglich teuer. Die große Masse des englischen Volkes kann sich nicht mit ihnen befreunden — glücklicherweise, darf man hinzusetzen. Denn wenn sich auch selbst in den Arbeiterquartieren der neueren Vororte infolge der Massenhaftigkeit der Häuser Erscheinungen zeigen, die den Kenner bedenklich stimmen, so erhält diese Wohnart doch dem Volk den Sinn für Luft und Licht, auch ist der Typus der Häuser neuerdings doch ein anderer, gefälligerer geworden. Es ist nicht mehr der aller Vorzüge bare bloße Steinkasten, was dem Arbeiter geboten wird.

Ja, der Sinn für Luft und Licht! Darin sind uns die Londoner weit voraus. Schon das innere London übertrifft bekanntlich die meisten Festlandstädte durch die Zahl und den Umfang seiner Parks. In den Vororten aber wird in bezug auf Parks und andere Erholungsanlagen ein — man könnte fast sagen — verschwenderischer Luxus getrieben. In dem Vorort, wo ich seinerzeit zuletzt wohnte, hatte ich im Umkreis von fünfzehn Minuten Entfernung drei große Erholungsanlagen, und schon war, als ich fortzog, aus Anlaß des Jubiläums der Königin Viktoria die vierte in Angriff genommen, die zwanzig Morgen Ausdehnung hat. Fast alle diese Anlagen haben ihre geschützten Partien mit schönen Bäumen und schattigen Bänken, die Hauptsache aber sind stets bei ihnen weite, gleichfalls mit Bäumen bestandene Rasenflächen, die Alt und Jung zu Spiel und müssigem Lagern uneingeschränkt zur Verfügung stehen. Und sie werden auch benutzt. Fährt man an einem schönen Wochentag gegen Abend oder am Sonnabend nachmittag auf einer der um das größere London herumgehenden Verbindungsbahnen durch eine Anzahl solcher Vororte, dann ist der Eindruck der entgegengesetzte von dem oben Geschilderten. Das Herz geht uns auf, wenn wir die vielen Menschen auf den Rasenflächen, von denen mit wenig Unterbrechung eine die andere ablöst, sich in leichter Kleidung tummeln sehen. Und auf diesen Plätzen zeigt sich der englische Volkscharakter von seiner besten Seite. Da wird man selten Streit oder Belästigung Unbeteiligter beobachten, dagegen unzählige Beispiele gefälligen Entgegenkommens. Ueberhaupt ist der Engländer zu Hause ein unvergleichlich angenehmerer Mensch als auf Reisen. An vielen Einzelheiten werden wir da inne, daß wir uns in einem Lande alter Kultur befinden.

Noch in einem andern Punkt ist London, ebenso wie andere englische Städte, mit seinen Wohnverhältnissen besser daran als die Großstädte des Festlandes: es kennt, außer in der City und einigen cityähnlichen Geschäftsquartieren, keine Hinterhäuser. Das sieht der einfahrende Reisende freilich nicht, wenn er die Blicke über das Häusermeer schweifen läßt, das sich ihm auftut. In der Entfernung verschwinden die Abstände, die in London vielfach Haus von Haus trennen, während bei uns, außer durch die

Straße, von solchen Abständen oft kaum die Rede ist. Die englischen Bürgermeister, die im vorigen Frühjahr Berlin besuchten, konnten nicht genug ihr Entzücken kundgeben, als sie bei der Fahrt durch Berlins Arbeitervororte in den breiten Straßen imposante Häuser mit blumengeschmückten Balkons in allen Etagen erblickten. Potemkinsche Dörfer! Die Herren sahen die Hinterhäuser nicht, die hinter jenen „Wohnpaläſten“ mit den freundlichen Fassaden lauern und mit Vorderhaus und Seitenflügeln Höfe einschließen, in die höchstens während etlicher Wochen im Sommer Sonnenstrahlen hinabdringen. Sie sahen den Schwindel nicht, der in Berlin mit dem Begriff „Gartenhaus“ getrieben wird, wo der Name Garten von einem Hof abgeleitet wird, den etwas Rasen und einige Sträucher zieren, der aber so wenig ein Garten ist, wie etwa ein Gefängnishof, zwischen dessen Pflaster etwas Gras und Klee wächst, während das Haus, das den schönen Namen trägt, eine regelrechte vier- oder fünfstöckige Mietskaserne ist, zu der die Bewohner von der Straße aus vielfach nur durch einen Kellergang gelangen, und wo die Sonne ebenfalls auch nur Gastrollen gibt.

Vor solchem Humbug ist London bewahrt geblieben. Selbst die elenden Steinkästen seiner alten Arbeiterviertel lassen, da sie niedrig sind, in den meisten Straßen den Bewohnern den Anblick von Himmel und Sonne; wo die Häuser aber größer sind, da gibt es auch fast überall Gärten oder wenigstens Raum für solche. In der Region der verkommenen Häuser sind diese Gärten meist vernachlässigt, Unkraut und wildwachsendes Gras wuchern nach Belieben, wenn nicht irgendein Bewohner mit Sinn für Botanik sich etliche Blumen zieht. Aber es gibt auch eine weite, weite Region, wo die Häuser zwar alt und angerußt sind, das Innere aber wohlerhaltene Zimmer und Nebenräume darbietet und wirklich schöne Gärten, an die auf beiden Seiten und gegenüber wieder Gärten grenzen, dem Ganzen einen ungemein wohnlichen Charakter verleihen.

In diesen Häusern kann man vergessen, daß man in der Riesenstadt lebt; das rastlose Treiben und Getöse der Geschäftsstraßen dringt, da Wohnstraße und Geschäftsstraße meist scharf getrennt sind, nicht hierher. Diese Trennung selbst aber schützt die Gärten mit ihren alten Bäumen und ihrem oft herrlichen Rasen vor der Ausrottung durch die nimmersatte Bauspekulation.

Eine unvergleichliche Stadt. Wie keine zweite zeigt sie so viel verdammenswertes Alte neben so vielem erhaltenswerten Alten, wie keine zweite so viel abstoßende und so viel anziehende Ueberlieferung neben so viel scheußlicher und so viel gefälliger Modernität. Der Reisende, der im Savoy oder irgendeinem andern Luxushotel gefrühstückt hat und nach Tisch mit dem Hampstead„Tube“ — wohl der modernsten Untergrundbahn — nach Regentspark gefahren ist, kann dort oder auf dem benachbarten Primrose Hill inmitten von weidenden Schafen lagern und sich, fünfzehn Minuten vom Gewühl der City entfernt, in ein Geßnersches Idyll hinüberträumen. Man hat ihm vom düstern, nebligen London erzählt, und er sieht auf sonniger Straße so viel Frauen und Mädchen in hellen Kleidern, wie in keiner andern Stadt. Er will einen Freund besuchen und findet an der Haustür neben der elektrischen Glocke den bei uns verschollenen mittelalterlichen Türklopfer. Und so in unzähligen andern Verbindungen. Diese Stadt macht uns in dem einen Augenblick, wenn wir durch jene endlosen, verrotteten Straßen gehen, wo das Volk im Schmutz verkommt, schier zum Anarchisten, weil wir keine Möglichkeit der Beseitigung dieser entwürdigenden Schmutzhöhlen sehen, als eiserne, kein Eigentumsinteresse schonende Gewalt, und eine halbe Stunde darauf ertappen wir uns vor efeubewachsenem Gemäuer auf allerhand romantischer Sehnsucht. Der Türklopfer neben der elektrischen

Glocke, sie sind mir in ihrer Verbindung immer als die typischste Versinnbildlichung Londons erschienen. Und ich muß mich anklagen, daß ich mich in Berlin oft nach dem Türklopfer zurückgesehnt habe, diesem vorkapitalistischen Individualisten, der stets heraushören ließ, wer ihn in Bewegung setzte, während die Glocke als moderne Gleichmacherin immer denselben Ton gibt, mag den Kontakt in Bewegung gesetzt haben, wer da will. Sehr demokratische Glocke, mein Verstand ist bei deinem Geläut, aber mein Gefühl ertappe ich nicht selten beim alten Individualisten mit seinem derben Tack! Tack!

Präventivkriege. Von Johannes W. Harnisch.

Nach der alten schematischen Einteilung (derer die realen Verhältnisse regelmäßig spotten und die nur noch auf sozialdemokratischen Parteitagen ihre ernst genommene Beschwichtungsrolle spielt) sind die Kriege in Angriffs- und Verteidigungskriege zu scheiden. Daß es sich bei dieser Einteilung um ein haltloses Schema handelt, erweist nichts deutlicher als die Frage, welcher der beiden Gruppen die Präventivkriege einzurechnen seien. Dem Aeußern nach unzweifelhaft den Angriffskriegen. Innerlich sind sie dagegen klassische Beispiele des Verteidigungskrieges: Um späterem Angriff nicht zu unterliegen, beginnt man seinerseits den Angriff. Will man die Präventivkriege also ins Schema einordnen, wird man für sie ein Unterrubrum bei den Verteidigungskriegen auftun müssen unter der Etikette: angriffsweise begonnene Verteidigungskriege. Solche Einordnung unter richtiger Etikette mag immerhin nicht unnützlich sein. Wer selbständig prüft und wertet, dem ist's freilich gleichgültig, ob einem politisch notwendig befundenen Kriege die oder die Bezeichnung gebührt. Der selbständigen Prüfer und Werter sind aber gar wenige. Der großen Masse wird stets das günstige oder ungünstige Vorurteil die Meinung bilden, das dem oder jenem Begriffe die Denkträgheit seit Jahrtausenden hat anwachsen lassen. Mit diesen Vorurteilen rechnete Friedrich der Große, als er bei Beginn des Siebenjährigen Krieges das sächsische geheime Staatsarchiv publizieren ließ, um so die Notwendigkeit seines Vorgehens zu erweisen und dem von ihm begonnenen Kriege das Odium des Angriffskrieges zu nehmen. Und man wird gut tun, daran zu denken, daß auch ein Voltaire zu den erst zu Ueberzeugenden gehörte. Diesen Vorurteilen und dieser Denkträgheit zollte August Bebel seinen Tribut, als er auf dem vorletzten Parteitage erklärte, im Falle eines Angriffskrieges gegen Deutschland werde er selbst die Flinte auf den Buckel nehmen; nie dagegen in einem von Deutschland geführten Angriffskriege. Der Harmlose ahnte also nicht (oder wollte nicht ahnen), daß die Kunst der Diplomatie sehr oft sich darin zeigt, durch die Kriegserklärung die Rollen zwischen Angreifer und Verteidiger auszutauschen. Und der sonnenklaren historischen Belege dafür gibt's doch wahrlich genug. Eins zu nennen: 1806 erklärte Preußen Frankreich den Krieg. War also, nach der schematischen Terminologie, der Angreifer. Und wenn je ein Staat durch die bittere Notwendigkeit, seine Existenz zu verteidigen, zum Kriege gezwungen wurde, so war's eben das Preußen von 1806.

Die schematische Terminologie ist also läppisch. Da sie trotzdem fürs Urteil der Masse von großer Bedeutung ist (daß sie es ist, dafür ließen sich die Beispiele häufen), und da man nicht hoffen kann, seit Jahrtausenden wurzelnde Vorurteile von heute auf morgen auszureißen, so wird man ihnen verständigerweise, bei aller inneren Freiheit von ihnen, Rechnung tragen müssen. Sicherlich ist also der Diplomat, der Staatsmann zu loben, der es so ein-

zurichten weiß, daß der Staat, dem man die Waffe in die Hand zwang, als ruchloser Angreifer und Friedensbrecher erscheint. Der Diplomat, dem solch Fälscherstückchen gelang, hat damit seinem Vaterlande vielleicht weniger sympathische, aber kaum weniger nützliche Arbeit geleistet als der General, der den ersten Sieg erfocht: die „öffentliche Meinung Europas" ist ein Imponderabile von nicht geringer Bedeutung. Von einer Bedeutung, die man jetzt vielfach nach vermeintlich Bismarckischem Vorbilde zu gering bewertet. Die Berufung auf Bismarck geschieht zu Unrecht: der hat wieder und wieder davor gewarnt, der Politik von der Rücksicht auf die öffentliche Meinung Europas Ziel und Richtung bestimmen zu lassen; hat sich selbst aber stets gemüht, der aus anderen Gründen für richtig befundenen Politik ein Aussehen zu geben, das der phrasenhaften Oeffentlichkeitsmeinung möglichst lieblich war. Vorurteile als solche erkennen heißt für den praktischen Politiker eben durchaus nicht, sie zu brüskieren. Denn auch Vorurteile sind Realien, denen man Rechnung tragen muß. Und weil dem so ist, wird man verständigerweise auch den sich an die schematische Kriegsterminologie anknüpfenden Vorurteilen Rechnung tragen; und deshalb mag es ganz gut sein, zur Stunde wieder und wieder zu betonen, daß Präventivkriege angriffsweise begonnene Verteidigungskriege sind.

Mit dieser terminologischen Rubrizierung ist natürlich über die innere — wenn man will: sittliche — Berechtigung eines einzelnen Präventivkrieges nicht das Mindeste ausgesagt. Seine innere Berechtigung ergibt sich aus genau denselben Grundsätzen wie die innere Berechtigung jedes anderen Krieges. Will man eine allgemeine Formel gebrauchen, so wird man (indem man sich ständig vor Augen hält, daß solche allgemeinen Formeln für fast keinen Einzelfall ganz genau zutreffen, fast stets der Modifizierung und Anpassung an ihn bedürfen) sich dahin ausdrücken dürfen: Ein Präventivkrieg ist (wie andere Kriege) dann innerlich (sittlich) berechtigt, wenn Lebensnotwendigkeiten des Staates nur durch ihn wahrgenommen werden können. Ueber das Zutreffen der Formel dürfte kein Streit bestehen. Fraglich bleibt nur, wann Lebensnotwendigkeiten des Staates so bedroht sind, daß sie nur durch einen Krieg geschützt werden können. Das kann für den Einzelfall natürlich nur der wirklich den Staat Leitende entscheiden; und es wäre anmaßend für jeden, der nicht an der Quelle sitzt oder unmittelbar aus ihr gespeist wird, dieser Frage im Einzelfalle die Antwort finden zu wollen. Trotzdem wird es sich in wenig heiterer Stunde empfehlen, sich über die leitenden Grundsätze, nach denen jeder Einzelfall zu beurteilen ist, ein wenig Rechenschaft zu geben. Die leitenden Grundsätze, wie sie sich aus geschichtlichen Beispielen ableiten lassen. Für den Preußen liegen diese geschichtlichen Beispiele nahe zur Hand. Seine beiden größten Staatsmänner haben eine scharf ausgesprochene Stellung zu Präventivkriegen nehmen müssen: Friedrich der Große hat einen (den Siebenjährigen) geführt; Bismarck hat sich gegen die Führung eines (des gegen das wiedererstarkende Frankreich der siebziger Jahre) mit Erfolg gesträubt. Wird man sich über die Gründe klar, die den einen Großen zur Führung, den andern zur Ablehnung eines konkreten Präventivkrieges bestimmten, so wird man daraus Belehrung über das Grundsätzliche erwarten dürfen.

Es wird gut sein, mit der Negative zu beginnen. Ueber den für ihn in Frage stehenden Präventivkrieg mit Frankreich hat sich Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" im ganzen viermal ausgelassen. Eine dieser Stellen ist ein Brief an Wilhelm I. Er kann aus der Betrachtung bleiben, da er nur eine Umfrisierung des sonst Gesagten in eine dem Gemüte des Kaisers leicht zugängliche Form darstellt. Von den restlichen drei

Stellen lassen zwei die Motive genau genug erkennen, aus denen sich Bismarck gegen die Führung gerade des 1875 und in den folgenden Jahren in Rede stehenden Präventivkrieges gegen Frankreich entschieden hat. Da heißt es:

„Ein solcher Krieg hätte meiner Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland, Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem Vorgehen einleiten können gegen das neue und noch nicht konsolidierte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergange entgegengingen. Europa würde in unserm Verfahren einen Mißbrauch der gewonnenen Stärke erblickt haben, und jedermanns Hand, einschließlich der zentrifugalen Kräfte im Reiche selbst, würde dauernd gegen Deutschland erhoben oder am Degen gewesen sein."

Weiterhin heißt es in ganz ähnlichem Gedankengange:

„Daß wir 1875 Frankreich besiegt haben würden, war nach der Meinung unserer Militärs wahrscheinlich; aber nicht so wahrscheinlich war es, daß die übrigen Mächte neutral geblieben wären."

Das heißt? Ein junges, argwöhnisch betrachtetes, innerlich noch nicht konsolidiertes Reich mit starken Zentrifugalkräften in sich durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, in den Ruf und vielleicht auch wirklich in die Bahnen einer Kriegs- und Prestige-Politik Napoleonischen Doppelgedenkens zu kommen. Weshalb? Der eine, innere Grund wird nicht ausgesprochen, daß eine solche Politik rein aus sich selbst heraus zu ungesunden Zuständen im Reiche hätte führen müssen, weil alles den Gesichtspunkten dieser Politik hätte untergeordnet und das Reich seinen wahren, produktiven Aufgaben hätte entfremdet werden müssen. Dieser Grund (der sicherlich für Bismarck allein ausschlaggebend gewesen wäre) blieb dem Bewußtsein des Rückdenkenden latent. So stark war in ihm der andere, äußere Grund: Europa hätte dem nicht ruhig zusehen können. Aller Hand würde zum mindesten am Degen geblieben sein, wenn es nicht gar zu einer aktiven Einmischung Oesterreichs, Rußlands und Englands gekommen wäre. Wieder war es also der „cauchemar de coalitions", der Bismarck drückte. („Nécessairement", wie er Peter Schuwalow gegenüber betont hatte.) Die Frage würde also anders zu beantworten sein, sowie die Koalitionsgefahr nicht mehr besteht oder sich zu bereits tatsächlich abgeschlossener und zum Handeln entschlossener Koalition verdichtet hat.

Mit diesem Ergebnis stimmt ohne Zwang überein, was Bismarck unmittelbar vor der letztzitierten Stelle und an der noch ausstehenden in allgemeinerer Form über Präventivkriege sagt. Hier bezeichnet er sich als

„grundsätzlichen Gegner von Präventivkriegen*), d. h. von Angriffskriegen, die wir nur deshalb führen würden, weil wir vermuteten, daß wir sie später mit dem bessergerüsteten Feinde zu bestehen haben würden."

*) Die „Hamburger Nachrichten", die sich gern als die geistigen Wahrer der reinen Bismarck-Tradition geben und auch wirklich sein Räuspern und Spucken in ziemlich getreuem Gedächtnis bewahren, haben vor wenigen Tagen geleitartikelt, offenbar auf diesen Halbsatz gestützt, Bismarck habe jeden Präventivkrieg verworfen. Man muß Bismarck gegen diese Auslegung in Schutz nehmen. Wenn ihn ein Vorwurf nicht trifft, dann ist es der, er habe sein Denken unkritisch von Schlagworten bestimmen lassen. Der Esel, den die „Hamburger Nachrichten" aus ihm machen wollen, war Bismarck wirklich nicht.

Dort heißt es, Bismarck sei der Kriegspartei entgegengetreten

„in der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen."

Bei der Würdigung dieser Stellen werden wir nicht vergessen dürfen, daß Bismarck auch hier, wo er allgemeiner spricht, den Spezialfall des Krieges gegen das erstarkende Frankreich im Auge hatte. Einiges ist deshalb generalisiert, ohne daß die Berechtigung solcher Generalisierung nachgeprüft worden wäre. Man wird deshalb dem wirklich Gemeinten näher kommen, wenn man den Gedanken etwas spezieller ausdrückt. Etwa so: Präventivkriege können nicht verantwortet werden, wenn sie nicht aufgezwungen sind und wenn man über das sonst zu Erwartende nur mehr oder weniger sichere Vermutungen hat (oder: wenn man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um die künftige Entwicklung mit der für menschliche Voraussicht möglichen Gewißheit zu erkennen).

Faßt man das alles zusammen, so kann man das Ergebnis auf die Formel bringen: Präventivkriege sind nicht zu verantworten, wenn sie einer hohlen Prestige-Politik dienen, kein innerer Zwang zu ihnen besteht und wenn man ferner nicht so genau, wie das menschlichem Erkennen irgend möglich ist, das Kommende errechnen kann. Positiv: Präventivkriege können verantwortet werden, wenn sie wirklichen Lebensinteressen dienen, also ein innerer Zwang zu ihnen besteht, und wenn ferner die Verhältnisse derart sind, daß man aus ihnen mit der menschlich möglichen Sicherheit das Kommende errechnen kann.

Läßt sich das gleiche Ergebnis aus dem Verhalten Friedrichs des Großen bei Beginn des Siebenjährigen Krieges ableiten? Sehen wir zu: Ihm waren durch die Verrätereien „zweier untergeordneten Elenden" die Pläne genau bekannt, die in den Kabinetten Sachsens, Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens zur Zerstückelung seiner Monarchie geschmiedet waren. Mancherlei war ihm auch von durch ihre Stellung eingeweihten Freunden (so durch den nachmaligen Reußenkaiser Peter III.) zugetragen worden. Er wußte genau, was ihm drohte. Wußte, daß er im Jahre 1757 die Heere der übermächtigen Koalition mit Sicherheit im Anmarsch gegen sein Land zu erwarten hatte. (Konnte also, bismärckisch ausgedrückt, bei dieser Lage der Dinge der Vorsehung genau genug in die Karten blicken; er vermutete nicht, sondern er wußte.) Es ging um Lebensinteressen des Staates. Der sollte zerstückelt, seine Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeschraubt, der König von Preußen wieder zum Marquis de Brandembourg werden. Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Friedrich zum Präventivkriege gegen die beiden in ihren Rüstungen am weitesten fortgeschrittenen Gegner: Sachsen und Oesterreich. Zu einem Präventivkriege, wie ihn auch Otto Bismarck als verantwortlicher Minister zu führen sicherlich empfohlen hätte: die beiden Postulate, die in seiner Negative enthalten sind, Zwang zum Schutze vitaler Staatsinteressen und genaue Errechenbarkeit des sonst zu Erwartenden, waren vorhanden.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei dem Gedankengange Fritzens. Sein Plan war, Sachsen über den Haufen zu rennen, dann ins Herz der österreichischen Monarchie vorzustoßen und dem Kaiser in Wien den Frieden zu diktieren, ehe Frankreich und Rußland ihre Rüstungen bis zur Möglichkeit aktiven Eingreifens gefördert hatten. Wäre der Plan gelungen, so hätte es keinen Siebenjährigen Krieg gegeben: Frankreich und Rußland würden sich genau so gehütet haben, ihrem Bündnisse treu zu bleiben, wie sich 1870 Oesterreich davor

gehütet hat, als nach den ersten wuchtigen Schlägen entschieden war, daß nicht das verbündete Frankreich, sondern Preußen-Deutschland Sieger bleiben würde.

Fritzens Plan ist bekanntlich gescheitert. Der unerwartet zähe Widerstand der Sachsen und mancherlei anderes machten seine Durchführung unmöglich. Unter die hindernden Umstände ist vielleicht auch das zu lange Zögern Friedrichs zu rechnen: Schon am 26. Juli hatte er die Anfrage nach dem Zwecke der österreichischen Rüstungen in Wien stellen lassen und damit natürlich das Signal zu größter Beschleunigung gegeben. Erst am 29. August schlug er los. Dieser eine Monat des Zögerns und Hingehaltenwerdens hat erst die Schlacht bei Lobositz ermöglicht; ermöglicht, daß Reichsgraf Maximilian Ulysses Browne mit so gut fertigem Heere und mit so trefflich gefüllten Magazinen im Rücken zum Angriff schreiten und wenn auch keinen Sieg, so doch das Stillstehen der Operationen für den Rest des Jahres erzwingen konnte. Das bis, qui cito ist also eine Wahrheit, die nicht nur für Geschenke, sondern auch für Präventivkriege zutrifft.

Friedrichs eigentlicher Plan war also gescheitert. Trotzdem hatte das Prävenire-Spielen für ihn den größten Nutzen. Der in die Augen fallendste war der: Sachsen wurde in preußische Verwaltung genommen. Die schmale pekuniäre und volkliche Basis, von der aus Friedrich diesen schwersten aller seiner Kriege führen mußte, also beträchtlich erweitert und zugleich der Vorteil gewonnen, daß ein nicht zum Staate Preußen gehöriges Gebiet dauernd Kriegstheater blieb. Viele schwere Schäden also, die andernfalls den Leib Preußens getroffen hätten, Feindesland zum Bluten brachten. Es ist mit aller Bestimmtheit zu sagen, daß Friedrich niemals den Krieg siegreich überstanden hätte, wenn er die reichen Mittel Sachsens nicht zu seiner Verfügung gehabt und nicht die günstige strategische Stellung gegenüber Böhmen-Oesterreich (und auch gegenüber der südwestlich wiederholt vorstoßenden französischen und Reichsarmee) gewonnen hätte. Schon aus diesem einen ergibt sich, daß Preußen seine Fortexistenz dem Präventivkriege Friedrichs des Großen zu danken hat.

Bismarcks Verhalten und Stellungnahme hat uns gezeigt, wie ein Präventivkrieg nicht aussehen darf. Fritzens Verhalten und Stellungnahme, welche Präventivkriege geführt werden müssen. Sache des leitenden Staatsmannes jedes Reiches ist, sich die aus dem Verhalten der beiden Großen abzuleitenden Grundsätze stets vor Augen zu halten und ihren Maßstab an die jeweilige Lage anzulegen. Sind die Verhältnisse von der Art, wie sie Bismarck vorfand, so würde er gewissenlos handeln, wenn er einen Präventivkrieg empföhle. Gleichen die Verhältnisse denen, mit denen Friedrich der Große zu tun hatte, so würde er gewissenlos, gewissenloser noch handeln, wenn er den Präventivkrieg nicht empföhle, sondern sich von irgendwelchen Bedenklichkeiten, seien sie persönlicher, seien sie humanitärer Natur, bestimmen ließe. Er kann sich auch nicht damit trösten, daß sich ja doch niemals von den Uneingeweihten nachprüfen läßt, ob der casus belli praevenientis gegeben war oder nicht. Der Trost würde nur für die Zeitgenossen zutreffen. Die Geschichte hat, wie sie Friedrich dem Großen den von den Zeitgenossen verliehenen Ehrenbeinamen freudig bestätigte, in gleicher Weise einen Haugwitz als Jämmerling für ewige Zeiten gebrandmarkt.

Wieder eine Gymnasiastentragödie.

Angezeigt von Prof. Ludwig Gurlitt.

Es soll hier über eine neue Dichtung berichtet werden, nicht über ein neues Erlebnis. Aber die traurigen Vorfälle jüngster Zeit, die höhere Schüler Berlins zum Selbstmord trieben, werden sich wie die bestätigende Wirklichkeit neben die Dichtung in unser Bewußtsein drängen. Die entrüstete Frage, wie lange wohl deutsche Dichter noch mit Schülertragödien das Urteil des Volkes verwirren möchten, verliert ihre tadelnde Kraft, wenn das Leben selbst zur Tragödie wird und den blutigen Beweis erbringt, daß die Dichter oft doch einen tieferen Einblick in die Bedürfnisse und die Leiden der kindlichen Seele tun, als die berufsmäßigen Erzieher und ihre Wortführer.

Allerdings, es nimmt sich aus wie eine Verschwörung der deutschen Dichterwelt gegen ihr altes Gymnasium. Seit dem Jahre 1900 drängen sich die Romane und Bühnenstücke, in denen diese Schule, vor einem Menschenalter noch der Stolz unseres Volkes und das Vorbild unserer Nachbarn, dem Spotte und der Verachtung preisgegeben wird. Die Freunde des Gymnasiums erklären diese Erscheinung als eine Modekrankheit und hoffen, daß sie sich bald erschöpfen und dann verschwinden werde. Diese Hoffnung wird sich sicher als trügerisch erweisen.

Der Kampf gegen das Gymnasium ist nur im Zusammenhang mit unserer gesamten kulturellen Entwicklung zu verstehen. Er hat seine tiefe Berechtigung und wird zum Siege führen. Die Ideale, auf denen diese alte Humanistenschule aufgebaut ist, wurzeln nicht im deutschen Volkstume. Sie sind eingepflanzt worden aus der Fremde her von hervorragenden Geistern zwar, denen aber die Gesetze noch nicht genügend bekannt waren, nach denen Kulturen wachsen. Die lateinische Schola hat auch nie im deutschen Volke tiefer Wurzel fassen können, war zumeist Bildungsstätte einer privilegierten Kaste und hat ihr schwer belastetes Schuldkonto. Sie wird empfunden als Keil, der zwischen die nationale, volkstümliche Masse und die geistig begünstigte, mit fremdländischer Kost gesättigte herrschende Klasse getrieben wurde.

Mit der wachsenden Kenntnis aller biologischen und evolutionistischen Gesetze, mit dem gesteigerten Einflusse der Naturwissenschaft überhaupt, mit dem Vordringen aller technischen, kaufmännischen und volkswirtschaftlichen Kräfte, mit der Erweiterung des Blickes aus engen gesellschaftlichen und staatlichen Schranken über Berufs- und Landesgrenzen hinaus und bis in die Kulturen entfernter Völker, mit der dadurch stark entwerteten Schulgelehrsamkeit einer gesteigerten lebendigen Menschen- und Weltkenntnis gegenüber, kurz, mit der sich großartig und frei entfaltenden Gegenwartskultur schwanden immer mehr und schrumpften zusammen die vordem angestaunten Vorbilder althellenischer und altrömischer Kultur. Man fürchtete lange Zeit, in den Verdacht einer roh materialistischen Gesinnung zu kommen, wenn man den gymnasialen Idealismus nicht lobte. Aber auch diese Scheu ist jetzt dem Wahrheitsdrange gewichen. Heute lesen wir rücksichtslos aufklärende

oder anklagende Bekenntnisse. So schrieb Prof. Fr. Paulsen: „Das Dogma vom alleinseligmachenden Klassizismus und der logisch, formal und ideal bildenden lateinischen Grammatik ist gebrochen, die Realanstalten mit ihrem dem Modernen und Anschaulichen mehr zugewandten Unterricht sind in erfreulichem Aufschwung, ihre Notwendigkeit und ihr Bildungswert wird nicht bloß von den Behörden anerkannt, sondern auch von den alten Gymnasialpädagogen und Philologen nicht mehr bestritten. Ist so durch die Oeffnung verschiedener Wege der Freiheit und Individualität größerer Spielraum geschaffen worden, so verdienen nicht minder die in allerjüngster Zeit hervorgetretenen Bestrebungen Beachtung, die darauf gerichtet sind, auch innerhalb der verschiedenen Schulformen der freien, dem eigenen Trieb entsprechenden Betätigung der einzelnen mehr Raum und Entfaltung zu schaffen, vor allem auf der Oberstufe. Sie gehen von der Anschauung aus, daß jedes Werk der Liebe und Freiheit für die Bildung der geistigen Persönlichkeit mehr bedeutet, als durch Pensenarbeit erworbene Kenntnisse“ (Sonntagsbeilage Nr. 42 der Voss. Ztg. 1907 Nr. 485), und so schrieb Dr. Baron v. Stengel im „Tag“ (11. April 1907):

„Von Goethes „realem Schauen“ könnte auch schon der Primaner etwas begreifen und damit Grundlagen für eine Weltanschauung legen, die nachher im Leben allen Stürmen zu trotzen vermag. Wie aber verläßt heutzutage der Abiturient das Gymnasium? Als ein doktrinäres, fürs Leben unbrauchbares Produkt der „humanistischen“ Erziehungskunst. Ist wirklich ein Fünkchen Begeisterung für Höheres in ihm geweckt, ein Stück Idealismus in ihn gepflanzt, so steht doch die Weltanschauung, die er mitbringt, in schneidendem Gegensatz zu dem, was das Leben ihn lehrt. Was Wunder, wenn er dann, wo jeder Grund zu wanken beginnt, gar bald in modernen Pessimismus schlimmster Art verfällt! Ich erlebe es noch täglich an mir, daß das, was die Schule mir mitgab, ein wahres Zerrbild der Welt ist, wie sie vor mir steht. Immer aufs neue Desillusionen; von den Schulidealen fällt eines nach dem anderen — und sie sind wert, zugrunde zu gehen — schade nur, daß jedes ein Stück Lebenskraft und Lebensfreude mit sich reißt.“

Ganz richtig! Diese Bildungs- und Erziehungsideale sind nicht modern, nicht natürlich menschlich, sondern ein Gemisch aus superstitiös hierarchischen, sklavischen und herrischen, alexandrinisch-dogmatischen Bruchstücken, eine disharmonische Häufung historischer Bildungsfragmente. Das Ganze des Menschen, die Persönlichkeit des deutschen Knaben kommt dabei nicht zu seinem Rechte. Das Gegenwartsleben verkümmert unter dem Wuste aufgehäufter historischer Reminiszenzen.

Seit wir ein stolzes Volk mit großen nationalen Aufgaben geworden, seit wir eingetreten sind in die heißen kulturellen Kämpfe, deren Lösungen nur möglich sein werden, wenn wir unsere Jugend mit starkem Gegenwartsbewußtsein und lebhaftem Tatendrange erfüllen, seitdem wollen uns die verblassenden politischen Größen des althelleniſchen Mikrokosmos und die brutalen Vertreter altrömischer Zucht und Rücksichtslosigkeit als Jugendbildner nicht mehr gefallen. Aber das ist nicht das einzige. Der ganze Auf- und Ausbau des Gymnasiums als einer Gelehrtenschule ist verfehlt. Die Kraft und der Tatendrang der

Jugend werden in ihm durch Sitzzwang, Stubenhockerei, Buchgelehrsamkeit und Autoritätsgläubigkeit niedergehalten, gerade das Beste an der Jugend wird dadurch gebrochen, nämlich der kecke Mut des überschäumenden Lebens, der Ueberschwang der Empfindungen, die Hingabe an hohe Ideale, das Verlangen, sich selbst für seine hohen Träume mit dem Leben einzusetzen, das Ringen nach edler Kraftbetätigung. All das findet in der Schule kein Feld, kein Gehör, kein Verständnis. Das Beste, was der Jüngling weiß, so möchte man parodierend sagen, darf er dem Lehrer doch nicht sagen. Aber die Natur will und muß doch irgendwo den Weg zum Lichte finden: Irgendwo muß sich die Jugend bekennen dürfen, irgendwo muß sie die heißen Empfindungen und Gedanken aussprechen dürfen, die ihr sonst die Brust zu sprengen drohen.

In unserer neuen „Gymnasiastentragödie" von Robert Saudek (Berlin W. 50. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock) haben sich zu diesem Zwecke die 17—18jährigen Obersekundaner des Karlgymnasiums in einer böhmischen Provinzstadt eine Schulzeitung gegründet, die sie „Freie Schule" nennen. Ein Heft dieser in Schrift vervielfältigten Zeitung wird vom Schuldiener gefunden und dem Direktor ausgeliefert. Er findet darin lyrische Gedichte, die ganz gut klingen, musikalische Kompositionen, allerlei Zotiges und vor allem auch ein Spottgedicht auf ihn, den Direktor, selbst. Einer der jüngeren Lehrer ist der Meinung, daß des „Alten" Geistesgröße keineswegs über allen Spott erhaben sei, meint auch, daß man bei Kenntnis der Charaktere und bei einer liebevollen Lektüre aus diesen Schülerleistungen mit einigem guten Willen mehr pädagogische Weisheit gewinnen könnte, als der Direktor ahne. Es kommt aber wegen dieses Vergehens gegen die Schulzucht, mit dem die Dichtung einsetzt, zu einer Konferenz, und mehrere schuldige Schüler — es sind gerade die ehrlichsten und besten der Klasse — werden relegiert. Der Klassenlehrer der Obersekunda, der einzige von allen, der wirklich erzieherische Begabung und eine ernste, innerliche Berufspflicht hat und deshalb auch die literarische Entgleisung seiner Klasse nicht allzu ernst nimmt, wird wegen seiner freieren Auffassung von den Aufgaben und dem Wirken eines wahren Jugenderziehers von den anderen Lehrern und zumal von dem Direktor mit Mißachtung behandelt, beiseite geschoben. Er zieht es schließlich vor, freiwillig seinen Dienst aufzugeben und seine Schüler, für die er ein warmes Herz hat, dadurch zu retten, daß er sich selbst als Anstifter und Beförderer jener interessanten Zeitung angibt. Damit ist nach der Meinung des Direktors und des Kollegiums das Ansehen der Anstalt wieder hergestellt und ein peinliches Aufsehen beim Ministerium und Publikum vermieden: denn das allein geht dem Direktor nahe: Das Schicksal seiner Schüler läßt ihn völlig kalt. Die relegierten Schüler sollen also wieder zu Gnaden aufgenommen werden. Aber einer von ihnen, wegen selbstverschuldeter schwerer Krankheit schon im Innersten gebrochen, hat sich unter den Anstürmen dieser neuen Erregungen schon erschossen. Ein anderer, der Held der Dichtung, ist ein Jüngling voll Sturm und Drang, angebetet von seinen Mitschülern, geliebt und gehegt von seinem einsichtsvollen Großvater, geachtet von seinem Lehrer, angeschwärmt

von seiner Cousine, in der Tat ein prächtiger junger Mensch, von schillerischem Enthusiasmus und Tatendrang erfüllt, voll Innigkeit, Reinheit und tiefreligiöser Empfindung, dabei jugendlich unklar, stürmisch und durch seine geistliche Gläubigkeit mehr verwirrt als gefestigt. Er kann den Gedanken an eine Rückkehr in die Enge seiner Schule und den Gedanken an Verzicht auf seine eigenen Lebensideale nicht fassen und stürzt sich gerade in dem Augenblick zum Fenster hinaus, als ihm durch das großmütige Opfer seines Lehrers eine Rückkehr in die alten Schulverhältnisse ermöglicht wird.

Ich weiß, daß man dem Dichter den Vorwurf macht, diese Handlung seines Helden sei nicht genügend begründet. Dem setze ich ein feines Wort Bret Hardes entgegen: „Das einzig Berechenbare an der Jugend ist ihre Unberechenbarkeit.“ Sie ist von Augenblicksstimmungen beherrscht, die stoßartig hervorbrechen. Die üble Grundstimmung war zudem schon lange gegeben und Erregungen der jüngsten Zeit wirkten weiter auf das jugendliche Gemüt verwirrend und zerstörend. Ich finde hier nichts Unwahres, nichts Verfehltes der Dichtung.

Das gesamte Urteil dieser Dichtung über das Gymnasium darf man in die Worte zusammenfassen: es erweist sich unfähig, junge Leute zu verstehen, zu führen und zu bilden. Der einzige Lehrer, der dieser Aufgabe ganz gewachsen wäre, unterliegt. Die Gedanken, die er vorträgt, sind zwar gesund und vernünftig, werden aber als „modernes Geschwätz eines von falschen Erziehungstheorien Betörten“ verächtlich beiseite geschoben. Natürlich steht der Dichter auf der Seite des modernen Theoretikers, und die Worte, welche er einen anderen der jüngeren Lehrer aussprechen läßt, enthalten sein eigenes Glaubensbekenntnis: „Jedes Kind hat seinen Teil eigener Gedankenwelt und Gefühlswelt, und jedes Temperament drängt durch seine natürliche Kraft zu anderer Betätigung.“ Man hört da auch von einer Renitenz der Schüler sprechen, „auf die die Eltern stolz sein sollten, weil darin eine Kraft liegt, die im Leben später mehr leisten wird, als jene selbstverständliche, übliche, gedankenlose Unterordnung“.

Bei dem Direktor, der ein in jeder Hinsicht armseliger Geselle ist, und bei den übrigen Herrn des Kollegiums findet man die bescheidenste pädagogische Begabung mit dem dicksten Schulmeisterdünkel gepaart, mit schlechten Manieren, Behördenangst, Beamtendemut und persönlicher Gereiztheit.

„Glauben Sie mir,“ sagt ihr Gegner, „ein Lehrerkollegium ist der schlechteste Umgang für einen Erzieher, der es ehrlich meint.“ Diese deutschen Jugenderzieher sind zwar keine so abschreckenden Karikaturen, wie sie Frank Wedekind in seinem „Frühlingserwachen“ gezeichnet hat, aber mit Achtung und Liebe sind sie wahrhaftig auch nicht gezeichnet.

Es wäre unbillig, sie als typisch anzuerkennen. Der Lehrerstand hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr gehoben. Aber es lebt im deutschen Volke eine Mißstimmung gegen ihn, mit der er noch lange wird zu kämpfen haben.

Trösten wir uns damit, daß sich diese Schülertragödie nicht bei uns, sondern in Böhmen abspielt!

Wer die „Schülerbriefe“ kennt, in denen ehemalige österreichische Mittelschüler ihre Schulerinnerungen kritisierten, jene Briefe, von denen diese Wochenschrift in Nr. 25 berichtet

hat, der wird zwischen ihnen und dieser Dichtung keinen Widerspruch der tatsächlichen Grundlage nachweisen können, wird vielmehr zugestehen, daß sich die Dichtung wie ein Ausschnitt des realen Lebens erweise. Aber selbst wenn sie Ungewöhnliches, poetisch Gesteigertes bietet, wer darf sie deshalb tadeln? Der Dichter braucht nicht im Alltäglichen zu verweilen, darf die Tragik des Lebens suchen. Seine Schöpfungen dürfen aber nicht wie Gerichtsakten und Anklagematerial eingeschätzt werden. Das bedenken oft gereizte Oberlehrer nicht, die sich auf den Brettern nur von Ehrenmännern vertreten wissen wollen.

Als Kunstwerk muß die Dichtung durchaus ernst genommen werden. Der Aufbau ist zwingend, die Handlung geschlossen und dramatisch belebt, die Charakterzeichnung lebenswahr und reich abgestimmt. Neben vielem Trüben und Abschreckenden tritt uns auch manch Sonniges entgegen: zumal sind die beiden Mädchen mit ihrer Opferfreudigkeit für ihre heimlich geliebten jungen Freunde solche Lichtblicke in einer trüben Landschaft. Ebenso der wackere Großvater und der Ordinarius von Obersekunda.

Ich glaube, daß sich diese Dichtung neben den vielen neuen Schüler-Schauspielen mit Ehren sehen lassen darf.

Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde.

Von Ths. Achelis.

II.

Religion und Mythus.

Als Adolf Bastian Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Schiffsarzt nach Sydney fuhr, einer ungewissen Zukunft entgegen, erfüllte ihn doch schon das unerschütterliche Bewußtsein von der Notwendigkeit einer fundamentalen Veränderung der bisherigen Weltanschauung, einer Wandlung, die eben in der Hauptsache durch die hoffnungsvolle neue Wissenschaft der Völkerkunde bedingt war. Die Psychologie, so ruft er aus, darf nicht jene beschränkte Disziplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene der von den Irrenhäusern gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Tier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb dessen das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchteil figuriert. Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blütezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu erhalten vermochte, und die langen Reihen der Vorstudien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwicklungsgang einzelner Rassen, statt den der Menschheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. Der innere Orga-

nismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwicklung des Individuums, sondern die der Menschheit verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt. In diesem Sinne hat der Begründer der modernen Völkerkunde entgegen der früheren spekulativen Richtung die naturwissenschaftliche Psychologie begründet, die in ihrer Anlage einen durchaus induktiven, auf konkrete Tatsachen des sozialen Lebens sich stützenden Charakter zeigte. Und niemand war wohl mehr geeignet, auf weltumspannenden Reisen dies empirische Material für die spätere wissenschaftliche Verarbeitung zusammenzutragen, als Bastian, dessen unermüdlicher Sammeleifer nur durch die synthetische Genialität in der Verwertung der entsprechenden Belege übertroffen wurde. Diese Ermittlung allgemeiner, jede ethnographische Besonderung weit überholender Gesetze wurde gleichsam eine gebieterische Pflicht der Selbsterhaltung für den sich im Gewirr der Tatsachen orientierenden Forscher, sollte andernfalls nicht jede Uebersicht verloren gehen. Das erhellt z. B. aus folgender Ausführung: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht, mit näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Uebereinstimmungen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb" bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf einem so schlüpfrigen Gebiet wie dem psychischen. Jetzt infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen oder lokalen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft ein gleiches Wachstumsgesetz, das sich auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heitern Himmel von einer andern Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwaldes, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes festzustellen für die religiösen sowohl wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung

einer Wissenschaft vom Menschen („Der Völkergedanke" S. 8). In diesem Sinne betrachtete Bastian seine umfassenden Sammlungen, die noch kommenden Geschlechtern auf unabsehbare Zeiten hin überreichen Stoff für genauere Detailuntersuchungen geben werden, als eine Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist.

Es ist selbstverständlich völlig unmöglich, an dieser Stelle auch nur in gedrängten Umrissen Religion und Mythus als organische Entwicklungsprodukte des menschlichen Geistes zu behandeln, — die Betrachtung würde unversehens zu einer besonderen Studie anschwellen, wir müssen uns statt dessen mit einigen flüchtigen Andeutungen begnügen. Zunächst die allgemeine Bemerkung, daß uns die Völkerkunde und Hand in Hand mit ihr auch die vergleichende Sprachwissenschaft gelehrt hat, nicht so sehr, wie es früher üblich war, die völlig unwillkürlich schaffende Phantasie zu betonen, sondern die konkreten sozialen Beziehungen, aus denen sich erst jene übersinnliche Welt, die eben nicht vom Himmel plötzlich herunterfallen konnte, zu entwickeln vermochte. Der Gottesbegriff z. B. war nicht, wie man sich öfter einbildete, eine spekulative Dichtung oder eine Erfindung der Priester, sondern unmittelbar verknüpft mit den betreffenden Gesittungsstufen, auf denen wir ihn antreffen; daher wieder die Gleichartigkeit der mythologischen Einkleidung bei allen lokalen Variationen. Grundlegend ist die Vorstellung von der Seele, dieses seltsamen zauberkräftigen Etwas, das zum Reich des Uebersinnlichen, in dem der Wilde viel mehr lebt, als man annehmen sollte, die Brücke bildet. Bekanntlich hat Tylor und mit ihm zahlreiche Ethnologen auf diesem Untergrund die Theorie der schrankenlosen Naturbeseelung, wie sie eben alle Religionen und Mythologien aufweisen, des Animismus, errichtet. Mit ihm hängt (ebenfalls ganz und gar sozial imprägniert) der Gottesbegriff zusammen, die Anschauung von der Inkarnation eines übermächtigen Wesens in der Person des Häuptlings oder Stammvaters, dem dann göttliche Ehre erwiesen wird, und dessen Kultus bei dem Wachstum der Horde immer weitere Grenzen annimmt. Auch das möchten wir hier gleich vorweg bemerken, daß für die Völkerkunde Religion, Mythus und Kultus ein einheitliches Ganzes bilden, das erst nachträglich unsere Abstraktion in Unterabteilungen zerlegt. Nie finden wir in der Tat diese Gruppen getrennt, sondern umgekehrt stets in unmittelbarer organischer Wechselwirkung, so daß es auch töricht ist, sich über die etwaige Priorität der einen oder anderen den Kopf zu zerbrechen. Ganz besonders sollte man sich in acht nehmen, unsere Auffassungen und Forderungen ohne weiteres in jene primitiven Zeiten zu verlegen und z. B. in der Religion sittliche Ideale verlangen. Das beruht auf einer verhängnisvollen Verkennung der wahren Sachlage, da in der Tat eigentlich ethische Kriterien erst ein verhältnismäßig recht spätes Entwicklungsprodukt sind. Statt vieler Beispiele nur eins: die polynesischen Sagen zeichnen sich aus durch einen auffallenden spekulativen Tiefsinn, so daß man anfangs an Entlehnung und Uebertragung dachte (so aus Aegypten), aber es fehlte jede tiefere sittliche Wertschätzung, und so durchweg. Wer also sich nicht dem wissenschaftlich unhaltbaren Dogma von der paradiesisch vollkommenen Urzeit anschließen will, der ist umgekehrt genötigt, an einen, sei es auch noch so langsamen, Fortschritt der Menschheit zu glauben, an die Wirksamkeit der Ideale, die nicht, wie noch jüngst Tolstoi verkündet, hinter uns liegen, sondern umgekehrt vor uns.

Auch mit der Methodik der Völkerkunde können wir uns nicht recht beschäftigen, — bei allen wohl begreiflichen Abweichungen bildet sich doch allmählich ein allgemein anerkanntes wissenschaftliches Verfahren heraus, in der Hauptsache streng induktiv, naturwissenschaftlich, wie Bastian sagen würde (auch der Kampf oder die Gegnerschaft zwischen den Anhängern der unabhängigen Entstehung gleichartiger Anschauungen und Sitten und umgekehrt der gegenseitigen Uebertragung und Entlehnung beginnt glücklicherweise neuerdings zu verschwinden), aber auf einen Punkt, der bereits in dem früheren Aufsatz gestreift war, müssen wir mit einigen Worten näher eingehen, der für die Geschichte der Völkerkunde geradezu von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist und uns außerdem einen erschöpfenden Einblick in das Wachstum des menschlichen Geistes erschlossen hat, das ist das von Tylor besonders mit außerordentlichem Geschick gehandhabte Moment des Ueberlebsels (survival). Gerade hier tritt, wie die folgende Auslassung des berühmten englischen Ethnologen zeigen wird, die hervorragende Bedeutung der unser ganzes Denken und ebenso das konkrete soziale Leben beherrschenden Entwicklung hervor: Zu den Zeugnissen, mit deren Hilfe wir den Weg, welchen die Zivilisation der Erde eingeschlagen hat, verfolgen können, gehört auch jene Gruppe von Erscheinungen, für die ich es für gut befunden habe, den Ausdruck Ueberlebsel einzuführen. Dies sind allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen u. s. f., die durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimat hatten, verschieden ist, und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines älteren Kulturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat. So kenne ich eine alte Frau in Somersetshire, deren Handwebstuhl noch aus der Zeit vor der Einführung des fliegenden Schiffchens stammt, und welche niemals dies neue Werkzeug zu gebrauchen gelernt hat, und ich habe sie in alter, klassischer Weise ihr Schiffchen von Hand zu Hand werfen sehen; diese alte Frau ist noch nicht ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, aber sie ist ein Ueberlebsel. Solche Beispiele führen oft zu Sitten, die vor hundert und selbst tausend Jahren galten. Das Gottesurteil auf Schlüssel und Bibel, das noch im Gebrauch ist, ist ein Ueberlebsel, das Johannisfeuer ist ein Ueberlebsel, das Allerseelen-Mahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen ist ein Ueberlebsel. Die einfache Erhaltung alter Gebräuche ist nur ein Teil des Ueberganges aus alten zu neuen und veränderten Zeiten. Oft sehen wir die ernsten Beschäftigungen der alten Gesellschaft zum Spiel späterer Generationen herabsinken und ihren alten Glauben in Ammenmärchen sein Leben fristen, während Gebräuche, die sich aus dem Leben der alten Welt erhalten haben, sich den Formen der neuen Welt angepaßt haben und nun auf Gutes und Böses mächtigen Einfluß ausüben. Bisweilen brechen alte Gedanken und Gewohnheiten von neuem hervor zum Erstaunen einer Welt, die sie für längst gestorben oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch neulich in so merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritismus vorgekommen ist, ein Vorfall, der vom Standpunkt des Ethnographen höchst lehrreich ist. Das Studium der Gesetze des Ueberlebens hat in der Tat keine geringe praktische Bedeutung; denn das meiste von dem, was wir als Aberglauben zu bezeichnen pflegen, gehört in dies Gebiet und liegt so den Angriffen seines tödlichsten Feindes, einer vernunftgemäßen Er-

klärung, offen. Obschon nun viele Ueberlebungserscheinungen an sich höchst unbedeutend sind, so ist doch ihr Studium so wichtig, um den Gang der historischen Entwicklung, durch den man einzig und allein ihren Sinn verstehen kann, verfolgen zu können, daß es ein wesentlicher Punkt der ethnologischen Forschung geworden ist, eine möglichst klare Einsicht in ihre Natur zu gewinnen („Anfänge der Kultur" I, 16). Für die psychologische Erklärung und Deutung der sozialen Erscheinungen, namentlich bezüglich der ursprünglichen, später vollständig vergessenen Beweggründe der Entstehung, ist gerade das Studium der Ueberlebsel außerordentlich instruktiv und ergiebig; ganz besonders kann man daraus ersehen, wie kurzsichtig und töricht es ist, ältere, uns zunächst unverständliche oder wohl gar unsympathische Anschauungen und Einrichtungen mit dem nichtssagenden hochmütigen Ausdruck „Aberglauben" abzufertigen. Das ist ja gerade das Problem, zu untersuchen, wie eine solche Wandlung des anfänglich Lebenskräftigen, sozial Wirksamen in diese Form des Rückständigen und Ueberholten vor sich gehen konnte. Im übrigen sollte man nicht vergessen, wie flüssig die Grenzen zwischen Aberglauben und Glauben sind, und wie stets und ständig unter der Oberfläche des Dogmas manche Ströme uralten Denkens pulsieren, die nur das Tageslicht scheuen, aber für die Weltanschauung der niederen Stände noch längst nicht ihre Bedeutung eingebüßt haben. In dieser Beziehung ist der Kampf des Christentums mit dem germanischen Heidentum, der sich weit über das Mittelalter in die neue, ja in die neueste Zeit hineinzieht, ungemein lehrreich, obwohl die wenigsten Geistlichen davon etwas wissen. Auch in dieser Beziehung erschließt uns die Völkerkunde Perspektiven von solcher Allgemeinheit und Unendlichkeit, wie sie der Durchschnittsmensch und mit ihm die zünftige, auf eng begrenzte Sphären der Detailuntersuchung beschränkte Wissenschaft sich nicht träumen läßt. Wir mögen an Verstand und auch an stilgerechter Kunst noch so hoch über dem „Wilden" stehen, aber letzten Endes sind wir doch aus demselben Holz geschnitzt. Die geistige Gleichartigkeit des Menschengeschlechts, dies Gegenstück zu der durch die Naturwissenschaft geforderten und bewiesenen körperlichen Einheit, bewährt sich gerade in der Völkerkunde am unzweideutigsten, und damit die Wahrheit des Goetheschen Wortes: Dem einzelnen verbleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Pro domo.

Herr Professor Werner Sombart hat in Nr. 39 der „Zukunft" einen Artikel über „Ihre Majestät die Reklame" veröffentlicht, in dem er sich gegen verschiedene Mißverständnisse wendet, denen sein in Nr. 10 des „Morgen" erschienener Aufsatz über den „ästhetischen Unwert der Reklame" ausgesetzt gewesen sein soll. Der in der „Zukunft" veröffentlichte Aufsatz füllt dreizehn Seiten und sollte zuerst im „Morgen" erscheinen. Der Druck wurde von mir aber abgelehnt, weil sich der Verfasser nicht zu entschließen vermochte, außer seinen gehässigen Angriffen gegen die Presse die auf dreizehn Seiten beanstandeten dreizehn Zeilen so zu ändern, daß sie der Wahrheit mehr entsprochen hätten. Der Passus, der mir dieser Aenderung zu bedürfen schien, trägt die Aufschrift „In eigener Sache" und at — nebenbei sei's gesagt — mit Gedankengang und Thema des Aufsatzes nicht das Geringste gemein.

Er lautet:

Ich beginne mit einigen Erklärungen rein persönlicher Natur.

Man hat sich darüber aufgehalten, daß ich mich so scharf gegen den Reklameunfug ausgesprochen habe in einer Zeitschrift, die selbst in ungewöhnlicher Weise sich aller Mittel der modernen Reklame bedient, um ihren Absatz zu vergrößern. Darin hat man ganz recht gehabt. Wer meine Beziehungen zum „Morgen“ nicht kannte, konnte durch den äußern Anschein freilich zu dem Urteil verführt werden, daß ich als „Herausgeber“ eine wesentlich andere Praxis übte, als sie der Theorie entsprochen hätte, die ich als „Mitarbeiter“ in meinem Aufsatz vertreten habe. Der Vorwurf der Zwiespältigkeit wird jedoch hinfällig, sobald man weiß, daß ich niemals weder auf die innere noch auf die äußere Gestaltung der Zeitschrift „Morgen“ auch nur den geringsten Einfluß auszuüben imstande gewesen bin. Ich bin früher (jetzt schon lange nicht mehr) als Herausgeber auf dem Titelblatt zu Unrecht verzeichnet worden, habe aber niemals die Funktion eines Herausgebers wirklich ausgeübt. Insbesondere habe ich niemals das geschäftliche Gebaren dieser Zeitschrift zu bestimmen Gelegenheit gehabt, geschweige denn, daß dieses Gebaren auf meine Anordnungen zurückzuführen wäre. Im Gegenteil: Ich habe es oft genug gemißbilligt, und wenn einer meiner Gegner schreibt: „Da könnte man beinahe annehmen, daß sich Herrn Sombarts Ausführungen gegen die Reklame des eigenen Verlegers richten sollen und womöglich gar durch dessen Reklame-Manipulationen angeregt sind“, so ist das garnicht so falsch. Der „Morgen“ (das bitte ich nun einmal für allemal festhalten zu wollen) ist nicht „meine“ Zeitschrift, sondern eine beliebige Zeitschrift, in der ich meine publizistischen Parerga veröffentlicht habe: „teils dieserhalb, teils außerdem“.

Diese Erklärung ist nicht klar und in wesentlichen Punkten auch nicht wahr. Herr Sombart behauptet, er sei früher zu Unrecht als Herausgeber auf dem Titelblatt genannt worden. In § 3 unseres Vertrages heißt es: „Die Firma Bard, Marquardt & Co. räumt Herrn Sombart das Recht der Gleichberechtigung neben den übrigen Herausgebern ein.“ In § 5: „Herr Prof. Sombart verpflichtet sich, während der Dauer des Vertrags bei keiner anderen Zeitschrift ähnlichen Charakters als Herausgeber zu zeichnen.“ Eigenhändig schrieb sodann Herr Sombart noch in den Vertrag hinein: „Herr Prof. Sombart hat das Recht, über Aufnahme und Ablehnung von Beiträgen sozialwissenschaftlichen Inhalts zu entscheiden. Die einlaufenden Manuskripte sind ihm auf Wunsch zur Einsicht vorzulegen.“ Es gehört ein im Vergessen starkes Gehirn dazu, bei diesen Tatsachen der Oeffentlichkeit die Behauptung aufzutischen, er sei zu Unrecht auf dem Titelblatt des „Morgen“ als Herausgeber genannt worden. Auf Grund welchen Rechtstitels postulierte Herr Sombart, der ja nicht Redakteur war, das Recht der Entscheidung über sozialwissenschaftliche Beiträge, wenn nicht kraft seines Charakters als Herausgeber? Und da wir gerade dabei sind: Herr Sombart nenne dasjenige oder diejenigen Manuskripte seines Gebietes, die er sehen wollte, die einzusehen ihm aber von mir verweigert worden wäre. Zum Ueberfluß sei noch erklärt, daß Herr Sombart mich, noch ehe die Zeitschrift erschien, fragte, in welcher Reihenfolge die Herausgeber genannt würden. Aus dieser Frage ging klar hervor, daß an prominenter Stelle zu stehen sein Wunsch war. Und dies Empfinden war es nicht zuletzt, was mich veranlaßte, Herrn Prof. Werner Sombart — nicht unangefochten — als ersten von den Herausgebern zu nennen. Genügt es? Noch nicht: Ich erwarte, daß Herr Sombart den schweren und wahrheitswidrigen Vorwurf eines Mißbrauchs seines Namens zurücknimmt.

Damit fällt das ganze übrige Gerede in sich zusammen. Richtig ist, daß er kaum je „die Funktionen eines Herausgebers ausgeübt hat“. Das ist seine Schuld, nicht meine:

die Wahrung seines Rechtes lag in seiner Hand, und auf dem ihm eingeräumten Felde ist nie auch nur der bescheidenste seiner Wünsche abgelehnt worden. Ihn für das, was der Verlag für gut und nützlich hielt, verantwortlich zu machen, ist albern; der Versuch, diese Albernheit aber auf die Schriftleitung abzuwälzen, ist degoutant.

Dies mag vorläufig genügen.

Dr. Artur Landsberger.

Mschattre-Zimt, der jüdische Sultan.

Von Else Lasker-Schüler.

Mein Vater hat mir schon oft die Geschichte aus dem Leben meines Urgroßvaters erzählt, ich glaube nun, ich habe sie selbst erlebt . . . Nicht einmal der Insektenabwehrer durfte hinter dem großen Straußenwedel dem Gespräche lauschen, daß mein Urgroßvater, der Scheik, allabendlich führte mit seinem Freund, dem türkischen Sultan Mschattre-Zimmt. Vom schlichten Dach des jüdischen Sultans führt eine Wolke (erzählte sich das Volk) herüber zum gastlichen Dach meines Urgroßvaters des Scheiks, des obersten Priesters aller Moscheen. Oft vergaß der Scheik sein Abendgebet zu sprechen vor Ungeduld nach seinem Freund. Der schritt nicht verspätet, nicht verfrüht über die göttliche Brücke. Sie spielten: Ente. Durch kleine Kanäle liefen die Kugeln und fielen in die Rinnen des goldenen Spieles; oder gewannen bei geschicktem Wurfe, indem sie vorher Halt machten in dem ersten, zweiten oder dritten Kreis des Betts. Das Haften der Kugel im dritten Kreis gehörte zum Ausnahmeglück; wenn also geschah, wußte es der ganze Palast. Die Ueberraschung meines Urgroßvaters machte sich in einem Lachen Luft (namentlich wenn er der Gewinnende war), welches die Wände der Säle unter ihnen erschüttern ließ. Um Mondaufstieg brachten zwei Sudanneger den beiden königlichen Freunden Getränke und übliches Rauchwerk. Der Scheik rauchte den Opium unverdünnt und Mschattre-Zimt rügte immer schärfer den Schaden des Giftes auf seines Freundes Leib. Mschattre-Zimt besaß in seiner Sammlung außer den Blöcken der Gesetztafel des Sinaï, auch unter andern eines der Bücher Mose, ein medizinisches, naturwissenschaftliches Werk in althebräischer Schrift. Diesem verdankte er seine medizinischen Kenntnisse, mit denen er sich aber nur im äußersten Falle hervortat. Denn der jüdische Sultan war kein Menschenfreund. Und selbst über seinen Freund dem Scheik äußerte er sich in gleichgültigster Weise, was aber nur aus übergroßer Vorsicht geschah. — Mein Urgroßvater hatte dreiundzwanzig Söhne, unter ihnen ein Zwilling. Der jüngste der dreiundzwanzig Söhne war mein Großvater und hieß: Schû. Der setzte sich heimlich vor dem Eingang des Daches; er war Geschichtsschreiber und erhielt der Nachwelt in Bildern und Sternen, was die zwei Bärtigen miteinander sprachen. Ob Allah oder Jehovah der einzige Gott der Erde sei — wurde zum streitenden Amen ihres Abends. Wie die Kugeln des goldenen Spiels überstürzten sich schließlich ihre Worte und Gebärden. Der Scheik vergaß sich in seiner Würde so weit, daß er die Krüge der Getränke wie ein unerzogener Knabe über die Zinnen seines Daches warf, bis die Tränen vor Erschöpfung aus seinen Augen rannen. Aber Mschattre-Zimt stand aufgerichtet auf meines Großvaters Dach, seine großen, braunen Augen lächelten schüchtern. Mit einem Schweigen, über das mein

Urgroßvater das Ende der Dunkelheit mit Kümmernissen sann, verließ der jüdische Sultan vor Mitternacht das Dach. Und wenn Schû am Morgen, von seinem Vater bewogen, den jüdischen Sultan schon bei der ersten Waschung überraschte, kam es nicht selten vor, daß dieser sich verschwor, niemals wieder seinen Vater zu besuchen; heimlich aber dachte er: In ganz Bagdad findet Jehovah keinen jüdischen Knecht, auf den er mit größerem Wohlgefallen blicken würde wie auf den mohamedischen Priester aller Moscheen. Denn Mschattre-Zimt bewunderte heimlich den ungezähmten Eifer seines Freundes. — An einem Feiertage der Juden zerriß mein Urgroßvater, der Scheik, der oberste Priester aller Moscheen, seine Kleider; schüttete Asche auf sein glänzendes Haar . . . Mschattre-Zimt war am Morgen gestorben. Der Scheik folgte zu Fuß, inmitten seiner dreiundzwanzig Söhne, dem schlichten Sarge seines Freundes, der zur Ruhe bestattet wurde nach seines Gesetzes Gerechtigkeit wie der ärmste der Gemeinde. Der Scheik sprach dreiundzwanzig Gebete und eins, dreiundzwanzig am Grabe des jüdischen Sultans nach seiner Söhne Zahl und eins in hebräischer Sprache zu Ehren seines Freundes. Dann wurde er schweigsam und blickte trübe wie der Himmel zur Regenzeit. Und Schû, der jüngste seiner dreiundzwanzig Söhne, saß an seines Vaters Seite, vor seiner Lippe, wie vor einem verschlossenen Tor. — — Es war ein Jahr nach Mschattre-Zimts Tod, als es ganz geheimnisvoll an die Wand des Palastes klopfte. Mein Urgroßvater saß an der Tafel, um ihn seine dreiundzwanzig Söhne, und speiste. Die schwarzen Diener, die gegangen waren den Gast einzulassen, sahen Niemand, der Einlaß begehrte; es klopfte unaufhörlich — aber sie brachten denselben Bescheid. Da erhob sich Babel, er war der älteste Sohn der Dreiundzwanzig, aber er brachte den späten Gast nicht, der die Ruhe seines Vaters störte. Und es gingen alle die dreiundzwanzig Söhne, einer nach dem andern, durchsuchten den Palast, zerstörten das dichte Laub der Sträucher und lauerten vor der Mauer des Gartens wie Spürhunde. Aber der Scheik, mein Urgroßvater, legte sein Feierkleid an und er ließ seine Füße mit dem Oele des Tigris beträufeln. Seine Söhne folgten ihm in die unterirdischen Gewölbe der Stadt; aber die Königsmumien schliefen. Und in den Moscheen opferten ahnungslos die Priester und weihten Allah ihre Nacht. Und sie beugten sich vor dem Scheik und küßten seine geheiligten Füße. Durch die Straßen von Bagdad wehte ein klagender Wind, der kam von der Richtung des jüdischen Friedhofs her; aber die Söhne weigerten sich, auf ihres Vaters Wunsch ihm zu folgen. Er zwang sie. Denn der Pförtner des Friedhofs war ein Schläfer und die dreiundzwanzig Söhne meines Urgroßvaters mußten eine Leiter bilden von der äußeren bis herab zur Erde der inneren Friedhofmauer und über die lebendigen Stufen seiner Söhne: Babel, Mohamed, Ingwer, Bey, Nessel, Hassan, Bôr, Abdul, Hafid, Schâl, Neu, Ismael, Jildiz, Amre, Säuel, Nachod, Asra, Gyl und Gabel, Abel, Bab, Haman, Schû, gelangte der Scheik in den stillen Garten. Mschattre-Zimt war aus seinem Grabe gestiegen, um seine feinblitzende Stirne den Turban Mose — und die Hand hatte er erhoben wie er sie erhob gläubig zu seinem Gotte, wenn er den Freund vor Mitternacht erzürnt zu verlassen pflegte. Seine braunen schüchternen Augen waren aus den Höhlen getreten, verwitterte Kuppeln, rissige Synagogen. Ein Schauer ergriff den Leib des Scheiks. Versöhnend legte er den Freund zurück in seine Gruft.

In dem Tore von Bagdad ruhen eingeschnitten die Bilder meines Urgroßvaters, des Scheiks, des obersten Priesters aller Moscheen, und seines Freundes, des jüdischen Sultans Mschattre-Zimt.

Gentlemen.

Klemmt die Riegel vor die Tore,
daß kein Laut nach außen dringt,
der in einem keuschen Ohre
unzuchtsvoll und peinlich klingt.
Was ihr wißt, ihr Herrn Geschwornen,
hütet tief im Herzensschrein,
denn sonst könnt's dem hochgebornen
Angeklagten unlieb sein.
Wen geht's an, ob auf den Pfennig
euer Wahrspruch richtig fiel.
Reden ist nicht gentlemännig,
meint sogar Herr Ibsenbiel.

Die Gerechtigkeit, sie rolle
schmerzlos, rücksichtsvoll, diskret.
Fort die Publikumskontrolle,
wenn's um einen Fürsten geht!
Daß ihr diesen Mann nicht härter,
als er es gewöhnt ist, plagt!
Richter werden Krankenwärter,
ist die Durchlaucht angeklagt.
Was er schwur: ist's wahr? ist's Meineid?
Diese Frage schiert uns nicht.
Sorgt, daß seiner Herzensreinheit
nichts Betrübliches geschieht!

J. Diot.

Raky.

Gegen Herrn Anton Raky, den früheren Generaldirektor der „Internationalen Bohrgesellschaft" in Erkelenz ist die Eröffnung des Konkursverfahrens beantragt worden. Das Gericht hat, so berichteten die Zeitungen, den Antrag abgelehnt; aber daß Raky, der noch vor zwei Jahren im Zenith seines Ruhmes stand, unter Zahlungsschwierigkeiten zu leiden hat, wurde nicht bestritten. Konnte wohl auch nicht bestritten werden. Denn seit Monaten schon raunt man sich in Bankkreisen ängstlich zu, mit Herrn Raky stände es „faul"; sein übertriebener Gründungseifer habe die flüssigen Mittel des einst so Gewaltigen festgelegt. Und all die Freunde, die durch das Rakysche Bohrsystem Millionen eingeheimst haben, verkrochen sich rasch in einen stillen Winkel. Sie überließen ihn seinem Schicksal; und einsam, nur begleitet von seiner Schwester, erwartet der einst wie selten ein zweiter Erfinder Gefeierte in einem kleinen böhmischen Städtchen, daß die Sonne des Glückes ihm bald wieder leuchte. Der A. Schaaffhausensche Bankverein, der etwa 80 % der Aktien der Internationalen Bohrgesellschaft besitzt, hat mitgeteilt, für seine Forderungen an Raky „hinreichend gedeckt" zu sein. Mit dieser Erklärung mögen diejenigen zufrieden sein, die kein anderes Interesse haben, als das, bei einem Besitz von Schaaffhausen-Aktien ruhig schlafen zu können; obgleich nicht einmal gesagt worden ist, worin die „hinreichende" Deckung besteht. Sicherlich hat Herr Raky den Kredit nicht gegen Hingabe von Wechseln oder börsenfähigen Wertpapieren genommen; er wird anscheinend seinen Besitz an Bergwerks- und Petroleumfeldern verpfändet haben. Bis zu deren Realisierung dürfte aber noch eine geraume Zeit vergehen; und das Urteil des Bankvereins, daß die Deckung als hinreichend zu betrachten sei, stützt sich wohl nur darauf, daß bei Eintritt besserer Zeiten eine Realisierung der Pfandobjekte ohne Verlust für wahrscheinlich gehalten werde. Vorläufig aber ist hierauf nicht zu rechnen, denn in der galizischen und rumänischen Petroleumindustrie sieht's noch recht trübe aus. Neue Quellen werden fortgesetzt erschlossen (die der Deutschen Bank nahestehende Steaua Romana hat erst vor einigen Wochen wichtige Aufschlüsse gemacht), aber für das reichlich sprudelnde Oel fehlt die Verwendung. Ob die Versuche der österreichischen Regierung, Petroleum zur Heizung der Lokomotiven zu verwenden, Erfolg haben werden, bleibt noch abzuwarten; selbst wenn die Hoffnungen sich erfüllen, wird hierdurch die überflüssige Mehrproduktion kaum beseitigt werden können.

Wichtiger als die Frage nach den finanziellen Verlusten aus den Engagements des Herrn Raky scheint mir im Augenblick eine Betrachtung seiner Persönlichkeit zu sein. Denn Herr Raky gehört, man mag über seine neueren Geschäfte denken wie man will, zu den interessantesten Erscheinungen, die im letzten Jahrzehnt von sich reden gemacht haben. Daß er als Schlosser eine wertvolle Erfindung gemacht hat, läßt allein schon erkennen, daß er kein ungewöhnlicher Mensch ist. Aber das ist das Wenigste, denn es gibt in der Geschichte der Erfindungen Beispiele genug dafür, daß die Kenntnis der physikalischen Vorgänge nicht immer auf einer Hochschule erlangt zu werden braucht. Das Typische an Rakys Persönlichkeit ist die Vereinigung des Technikers mit dem Gründer und kaufmännischen Talent. Diese Vereinigung hat ihm im Gegensatz zu zahlreichen anderen Erfindern den materiellen Erfolg gebracht und ihm vielleicht als Techniker zu einem Ruhm verholfen, der nur in der Zeit einer ausgeprägten

großkapitalistischen Wirtschaftsepoche verständlich ist. Denn der Rakysche Diamantbohrer verdankt seinen Erfolg in erster Reihe nicht der technischen Brauchbarkeit, sondern einer Gesetzgebung, die auch die frevelhaftesten Auswüchse des Kapitalismus begünstigte. Es gibt kaum ein zweites Gesetz wie das Allgemeine Preußische Berggesetz vom 24. Juni 1865, das (bis zur Novelle vom Juli 1907) in gleichem Maße die wirtschaftliche Ausbeutung eines großen Teiles der Bevölkerung durch eine Handvoll von Kapitalisten ermöglichte. Und es ist wieder einmal charakteristisch für die Art und Weise, in der bei uns zu Lande wirtschaftliche Gesetze gemacht werden, daß man fortwährend über die Sonderinteressen der Landwirtschaft schrie und dabei achtlos an der volksschädlichen Bereicherung vorüberging, die sich hauptsächlich im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier in aller Stille vollzog. Die Kohlenschätze, die dort unter der Erde verborgen ruhten, wurden in diesem Gesetz gewissermaßen für herrenlos erklärt; jeder, der nur die Kosten nicht scheute, selbst auf fremdem Grundbesitz eine Bohrung zu unternehmen, erhielt gegen eine Stempelgebühr von einer Mark fünfzig Pfennig das Recht der Ausbeutung. Dem Grundeigentümer stand ebensowenig wie dem Staate das Eigentum an diesen Schätzen zu. Mit der zunehmenden industriellen Entwicklung stieg naturgemäß der Bedarf an Kohle, und namentlich vom Beginn der 90er Jahre an entwickelte sich ein „Bohrfieber", wie man es vorher nicht gekannt hatte. Der Kux, der früher im Gegensatz zur Aktie nicht Objekt des Handels war, sondern zum größten Teil im Besitz der alteingesessenen Bergwerksherren verblieb und durch Erbschaft an Kinder und Kindeskinder überging, wurde gleichzeitig in den Mittelpunkt der Spekulation gerückt. Angestellte rheinisch-westfälischer Bankfirmen und Bureaubeamten der Zechen legten ihre Ersparnisse zusammen, um gemeinsam nach Kohle bohren zu lassen. Denn, Heil dem Glücklichen, dessen Sachverständigen-Gutachten kein Trugschluß, dem der Erfolg des Schürfens beschieden war. Bald begann ein Wettbohren; dicht neben der Stelle, wo ein Bohrturm errichtet ward, wurde vom Nachbar ein anderer gesetzt. Emsig arbeiten die Bohrer; mit angsterfüllter Miene stehen die Schürfer am Bohrturm und harren in fieberhafter Ungeduld, ob statt des spröden Gesteins nicht endlich ein Stück Kohle ans Tageslicht gefördert wird. Was der Tag nicht vollbringt, gelingt vielleicht in der Nacht. Keine Minute darf versäumt werden, sonst hat der Nachbar den Erfolg, und alle Kosten sind vergeudet worden. Man gönnt sich nicht mehr die nächtliche Ruhe, und beim Scheine der Fackeln, die ihr Licht gespenstisch über die Felder breiten, erwartet man nun den ersehnten Augenblick. Es kommt darauf an, möglichst schnell den Nachweis der Kohlenlagerung zu erbringen, denn nicht derjenige, der zuerst die Bohrung begonnen hat, erhält das Mutungsrecht, sondern der, der den Nachweis erbringt, daß sein Bohrer am ehesten die Kohlenschicht erreicht hat. Also ein Kampf um die Schnelligkeit, mit der die Maschine arbeitet. Gibt es denn kein Verfahren, die Schwingungen des Instrumentes zu beschleunigen? . . .

Der Schlosser Anton Raky mag oft, wenn er das hastige Treiben an den Bohrtürmen beobachtete, so gedacht haben; und verbesserte das schon seit 1864 bestehende Diamantbohrverfahren so, daß kein anderes an Schnelligkeit ihm gleich kam. Denn Rakys Bohrmaschine zeichnet sich durch zahlreiche Schläge bei geringen Schlaghöhen vor den übrigen Bohrern aus. Aber durch die Anwendung von Diamanten, die infolge ihrer Härte das Gestein am ehesten gefügig machten, wurde die Herstellung der Bohrungen verteuert, und der talentvolle Erfinder war, wenn er den Erfolg ausnutzen wollte, auf die Hilfe einer starken Kapitalmacht angewiesen. Die Türen der Banken blieben ihm anfangs verschlossen. Mißtrauen, im Verein mit pekuniären Interessen an älteren Bohrgesellschaften, denen der neue Bohrer Konkurrenz machen sollte, gaben hierzu wohl den Anlaß. Erst ganz allmählich gelang es ihm, die Beteiligung des A. Schaaffhausenschens Bankvereins zu erlangen. Der gründete im Jahre 1895 die Internationale Bohrgesellschaft, und Raky wurde zu ihrem Direktor bestimmt. In den Reihen der Konkurrenz war man entsetzt. Wo ein Rakyscher Bohrturm aufgestellt war, siegte das neue Verfahren. Und die mit nur einer Million Kapital ausgestattete Gesellschaft konnte schon nach zwei Jahren ihres Bestehens 20% Dividende verteilen. Der Erfinder stieg immer rapider an Ansehen; denn was entscheidet heutzutage wohl mehr als der materielle Erfolg? Und die größte Genialität Rakys bestand wiederum nicht in seiner Erfindung, sondern in ihrer kaufmännischen Ausnutzung. Die Internationale Bohrgesellschaft legte ihr Hauptgewicht bald nicht mehr auf die Ausführung von Bohrungen für fremde Rechnung, sondern sie suchte selbst Mutungsrechte zu erwerben. Gerade dazu bedurfte man großer Kapitalien, die der A. Schaaffhausensche Bankverein, vom Erfolge angeregt, nun auch willig zur Verfügung stellte. Warum man nicht das Aktienkapital der Bohrgesellschaft erhöhte, sondern die Kredite anschwellen ließ, ist nicht klar ersichtlich. Wollte man Rakys Aktienbesitz, der 20% des Kapitals beträgt, und somit auch seinen Dividendengewinn nicht mehr erhöhen? Das Bestreben, den Erfinder nach Möglichkeit auszuschalten, mag schon seit langer Zeit bestanden haben.

Das Gesetz über die Mutungssperre vom 5. Juli 1905 (die sogenannte Lex Gamp) brachte dem Rakyschen Unternehmen neuen Gewinn. Denn nun begann eine fieberhafte Bohrtätigkeit um noch vor dem Ablauf der in dem Gesetz vorgesehenen zweijährigen Frist die Verleihung möglichst vieler Mutungsrechte durchzusetzen. Und während so einerseits durch die zur Ausführung gelangenden Lohnbohrungen die Erträgnisse stiegen, mußte gleichzeitig der Wert der von der Gesellschaft gemuteten Kohlenfelder eine beträchtliche Erhöhung erfahren, da das Gesetz das Ende der freien Bohrtätigkeit in nahe Aussicht stellte. Die Novelle zum Berggesetz (vom 18. Juni 1907) hat denn auch, indem sie das Recht der Aufsuchung und Gewinnung der Steinkohle allein dem Staate verlieh, den Bohrgesellschaften als solchen den Lebensfaden abgeschnitten. Aber da man zu lange gezögert hatte, mit den alten Bestimmungen über das Mutungsrecht zu brechen, war es dem Privatbesitz gelungen, bis zum Inkrafttreten des Gesetzes fast den ganzen noch nicht aufgeschlossenen Felderbesitz der Staatsgewalt zu entziehen. Und die Internationale Bohrgesellschaft konnte durch den Verkauf von abbaufähigen Kohlenfeldern Dividenden bis 500 % verteilen!

Die raschen Erfolge scheinen die Unternehmungslust des Herrn Raky in allzu starkem Maße angespannt zu haben. Da durch die Gesetzgebung für die eigentliche Bohrtätigkeit in Preußen kein Platz mehr war, und da in den übrigen Teilen Deutschlands keine Gelegenheit zu ersprießlicher Schürfarbeit vorhanden ist, wurden im Auslande neue Erwerbsquellen gesucht. Namentlich in der rumänischen und südrussischen Petroleum-Industrie kamen bald Rakysche Bohrtürme zur Aufstellung, und ähnlich wie im preußischen Bergbau, erwarb er dort zahlreiche Felder. Der Aufsichtsrat der Internationalen Bohrgesellschaft folgte erst seinen Plänen, ließ ihn aber bald im Stich; anscheinnd weil ihm die Expansionslust zu weit ging. Raky wurde zur Niederlegung des Direktorpostens gezwungen und trat in den Aufsichtsrat der Gesellschaft über. Der Rakysche Diamantbohrer besitzt für das Auffinden des Rohöls nicht die Bedeutung wie im Steinkohlenbergbau; dies im Verein mit der Krisis am Oelmarkt hat offenbar seinen Sturz herbeigeführt.

Es läßt sich vorläufig noch nicht mit Sicherheit feststellen, ob und inwieweit die Schuld an Rakys Fall dem Schaaffhausenschen Bankverein zuzuschreiben ist, der während einer Reihe von Jahren Riesengewinne aus der Internationalen Bohrgesellschaft zog, und den, dem er den Erfolg zu verdanken hatte, nun so jäh absägte. Mag es auch für ein Erwerbsinstitut nicht möglich sein, aus dem Gefühl der Dankbarkeit die Interessen der Aktionäre zu schädigen, mögen Rakys Pläne in der Tat zu weit gegangen sein, so gewinnt es doch den Anschein, als ob die Verwaltung der Bohrgesellschaft nicht korrekt gehandelt hat. Rakys Schicksal entbehrt jedenfalls nicht der Tragik. Sein Stern verblich mit der Beseitigung eines Gesetzes, das dem krassesten Manchestertum entsprungen war. Sein Werkzeug war nicht dazu berufen, der Menschheit dauernden Nutzen zu schaffen; seine tiefer gehende Bedeutung bestand nur darin, das Lächerliche jener veralteten Gesetzgebung erst in das hellste Licht zu rücken; indem es das tat, bewirkte es selbst die Beseitigung dieses Gesetzes. Damit war seine, freilich nicht gewollte Mission erfüllt; in dieser Wirkung liegt aber vielleicht die wesentlichste Bedeutung Rakys für das Allgemeinwohl.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles Andere dieser Nummer: Karl Schnitzler; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Geschäftliches.

46 höchste Preise auf Welt- und Fach-Ausstellungen hat die Firma Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig auf ihre rühmlichst bekannten Instrumente erhalten. Auf der soeben verflossenen großen Jubiläums-Ausstellung des rheinischen Wirte-Verbandes im Kunstpalast zu Düsseldorf erhielt die Firma für die besten Leistungen auf dem Gebiete der elektrischen Pianos und Orchestrions die höchste Auszeichnung der Branche, bestehend in der goldenen Medaille und dem höchsten Ehrenpreise. Das Meisterspielklavier „Dea“, welches das Originalspiel von mehr als hundert ersten Meistern unverändert widergibt und von welchem Ferruccio Busoni gleich allen anderen Meistern den Eindruck empfangen hat, daß es alles Aehnliche weit überragt, bildete den Zielpunkt vieler Tausende, die die wunderbaren Leistungen dieses Instrumentes auf sich wirken ließen. Nicht minder Interesse erregte besonders in Gastwirtskreisen das neue Orchestrion Helios IV, welches durch seine nuancereichen, künstlerische und edle Musik neue Bahnen im Orchestrionbau verrät.

Soeben meldet der Telegraph eine weitere Auszeichnung der Firma Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig, bestehend in der goldenen Medaille, der höchsten Auszeichnung der Stadt Waldheim für vorzügliche Leistungen der Hupfeld-Instrumente, welche auf der Gastwirts- und Industie-Ausstellung in Waldheim zur Ausstellung gelangten.